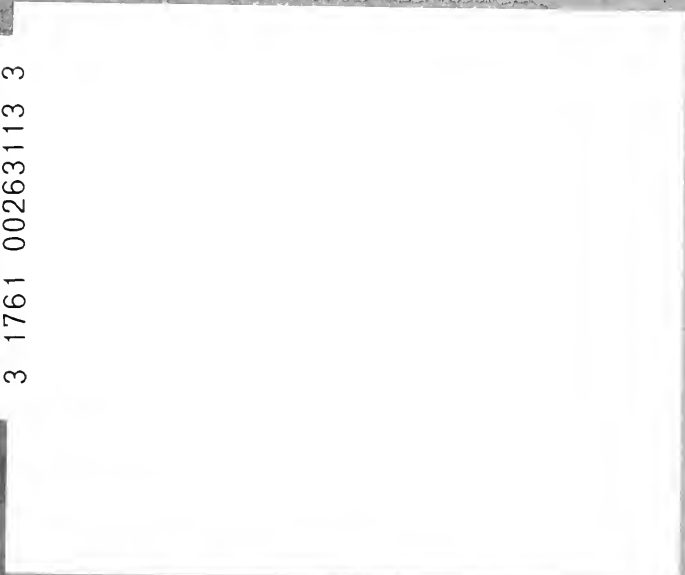


UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 00263113 3



B  
3293  
U4  
1845



Ueber  
**EN BEGRIFF DER SCHÖNHEIT.**

Von

HERMANN LOTZE.



---

Abgedruckt aus den Göttinger Studien. 1845.

---

Göttingen  
bei Vandenhoeck und Ruprecht.  
1845.

Zettel zur Lithographie Naturhistor. Mus. Wien 1847. Juni n. 165-167.

Zur Einbringung des Stein, Kupferl. u. J. Holz. - Gedruckt in der  
K. K. Hof- u. Landesdruckerei in Wien. A. N. 3. 1848. April  
1. 98.

Ueber

**DEN BEGRIFF DER SCHÖNHEIT.**

Von

HERMANN LOTZE.

---

Abgedruckt aus den Göttinger Studien. 1845.

---

Göttingen

bei Vandenhoeck und Ruprecht.

1845.



Digitized by the Internet Archive  
in 2009 with funding from  
University of Toronto

3293

14

24

Ueber  
den Begriff der Schönheit<sup>\*)</sup>.

Von  
**H. Lotze.**

I.

**J**edem Auge zugänglich, jedem unbefangenen Sinne verständlich berührt in den Gebilden der Natur die Schönheit unerschöpflich das lebendige Gemüth; und doch hat nicht aus ihr, die selbst durch mancherlei Triebe der Sehnsucht oder die Wonne der Befriedigung unterstützt dem Herzen sich aufdrängt, sondern aus der Bewunderung der Kunstschönheit die wissenschaftliche Betrachtung des Schönen ihre ersten Anregungen erhalten. Und dieser Gang der Ereignisse ist nicht wunderbar. Wo die Natur durch die Grösse ihrer Gestalten und die Macht ihrer Kräfte zu überwältigen droht, da ruft sie zuerst den Geist zur Selbstver-

---

\*) Diese Abhandlung, durch ihren Platz in einer Sammlung verschiedner Arbeiten räumlich beschränkt, und bestimmt, durch keinen undeutschen Ausdruck der Sache eine ihr fremde Schwierigkeit zu geben, will nur eine durchaus elementare Einleitung zu den Kunstbetrachtungen sein, die in neuester Zeit theils sehr werthvoll, theils überklug ausgebildet, jedenfalls auf einem Boden ruhn, den zu betreten diesen Zeilen nicht gestattet war.

theidigung auf, in deren noch frischem Geräusch und Kampf die Nachforschung nach den stillwirkenden unabänderlichen Gesetzen ihrer Bildungen verstunmt; wo der beglückende Einklang ihrer feineren Züge das Gemüth trifft, da werden die angeregten Träume, ihrer eigenen Seligkeit gewiss, lieber fortzuklingen suchen, und in eine reichhaltige Welt von schönen Gestaltungen sich ausspinnen, als dass sie ihren eignen Selbstgenuss unterbrechend, sich zu den Quellen zurückwendeten, aus denen sie entsprangen. Und so finden wir, dass wie die magnetischen Ströme sich gegenseitig hervorrufen, so auch das erste Anschauen und Geniessen der Schönheit sogleich in eine schöpferische Fortbildung umgeschlagen ist, und nicht die schöne Natur selbst, weder die des Landes, noch die der Bewohner, sondern die Kunstwelt, dieser erste Abglanz und Widerschein jener innerlich erlebten Naturbedeutung, hat zu der Anknüpfung denkender Betrachtungen geführt. Gegenstand ernsthafterer Bestrebungen wird für uns vorzugsweise das, was wir auf irgend eine Weise an oder in uns selbst erleben können. Man kann zweifeln, ob selbst die wirkenden Kräfte der äussern Welt mit ihren Gesetzen ein Ziel unserer Untersuchungen geworden wären, wenn wir nicht selbst eine Quelle von Bewegungen und Veränderungen dieser Welt wären; wenn wir nicht, indem wir künstliche Vorrichtungen bauen, und auf einander berechnete Räder und Getriebe gegen sich spielen lassen, uns selbst als den innerlich wirkenden und strebenden Geist in diese äusserlichen Veranstaltungen hineinzu fühlen vermöchten. Auch das Schöne wurde dann Gegenstand des Nachdenkens, als das Gemüth sich selbst auf seiner Schöpfung betraf und gleichzeitig die Ruhe bewahren konnte, die der Betrachtung nothwendig ist. Wenn der Trieb künstlerischer Darstellung schon gewaltet hat, und die Leidenschaften der Furcht und Begehrung, die wohl dem Urbilde gelten konnten, von dem künstlerischen Abbild nicht mehr erregt werden; wenn der Gehalt des Schö-



nen nicht mehr als ein unvermitteltes Aeusseres, in seiner fremden, abgeschlossenen Fertigkeit drückendes erscheint, dann liegt es nahe, nicht blos die Gesetze des Verfahrens zu suchen, nach denen der Geist Schönes bildet, sondern auch den Verhältnissen nachzugehen, auf deren Vorhandensein, abgesehen von dem Hergange der Verwirklichung, die Schönheit des Schönen beruht.

Dennoch fehlte auch der ersten Ausbildung des menschlichen Geschlechts eine eigenthümliche Deutung der natürlichen Schönheit nicht. Unmöglich musste ihr nur dies sein, den Grund des Schönen, Erhabenen oder Grauenhaften, das in wechselnden Erscheinungen das Gemüth ergriff, in Gestalt so einfacher und nackter Begriffe auszusprechen, wie sie für eine wissenschaftliche Ansicht unserer Zeit die Grundlage bilden zu müssen scheinen. Fern von solchen Bestrebungen und unfähig zu ihnen, deutete jene Zeit das Gegebene, indem sie Neues schuf, was sie zu deuten vermochte. Sie trennte nicht die lebendige Innigkeit des Gefühls, die dem Eindruck des Schönen folgt, von den leblosen Formen des Gegenstandes ab, der jenes hervorzubringen im Stande war; alles Aeussere vielmehr mit verborgener Lebendigkeit erfüllend, konnte sie Weh und Seligkeit des geniessenden Geistes auf die genossene Welt übertragen. Der schöne Gegenstand war nur darum schön, weil er beseelt dieselben Bewegungen in sich geniessen konnte, die seine Betrachtung in anderen Gemüthern anklingen musste. So entging, schaffend in ihren Deutungen, die alte Sagenlehre den Zweifeln der wissenschaftlichen Ansicht, die wohl auch gern alles Entzücken des angeregten Gefühls mit in den schönen Gegenstand verlegen möchte und doch sich eingestehn muss, dass das Schöne in dieser Bedeutung nur in dem geniessenden Geiste, aber nicht in den genossenen Verhältnissen der Dinge liegen kann, die den unschuldigen oder verdienstlosen Anstoss zur Erzeugung seliger Lust gewähren. Und so finden wir, dass lebhaft für das Schöne be-

geisterte Ansichten auch in neuester Zeit fast immer geilt haben, alles Aeusserere mit einer durchdringenden Lebendigkeit zu begaben. Ohne sie schien es unmöglich, grade das, was von dem Schönen allein einer übergreifenden Giltigkeit würdig wäre, jenen von dem Gefühle unabtrennbaren Werth und Selbstgenuss, auch ausser uns in den Gegenständen wiederzufinden. Solche Bestrebungen werden immer die Frucht haben, den Sinn für das Verständniss der einzelnen Schönheiten zu schärfen. Denn die Bedeutung und der Werth innerer Regungen, der Kreis von Handlungen und Aeusserungen, zu dem sie in Liebe und Hass, Sehnsucht und Befriedigung hindrängen, selbst die feineren Züge der gesamten Erscheinung, in der das Innere des Gemüths zu Tage kommt, diess alles ist dem unbefangenen Sinne verständlich. Und wenn es ihm vergönnt ist, in dem Aeusseren der Natur eine ähnlich strebende und empfindende Seele vorauszuahnen, so wird die Sage, die dem lieblichen Naturgebilde eine ebenso liebliche Seele inwohnen, der grauenhaften oder erhabnen Erscheinung einen ebenso gearteten Willen unterliegen lässt, nicht bloss im Allgemeinen dadurch die besondere Weise des erregten Gefühls andeuten. Vielmehr, indem sie jetzt diese einzelnen Geister zu einem lebendigen Ganzen gegenseitigen Handelns und Leidens verketten, wird sie durch den Gang ihrer Schicksale oder die Hervorhebung weit verflochtner Beziehungen jedem derselben eine bestimmtere Färbung ertheilen, und so deutlicher die Züge hervortreten lassen, auf deren noch unbewusster Auffassung vorher das angeregte Gefühl beruhte. Wir folgen jedoch der Sagedichtung nicht weiter; sie fügte noch mehr hinzu, indem sie der Reihe der Naturgeister geschichtliche Ereignisse und allgemeine Erfahrungen des menschlichen Lebens einflocht; für uns ist nur das Eingeständniss von Werth, das in allem ihren Thun liegt, diess nämlich, dass das volle Schöne nirgends anders, als in der Erschütterung des geniessenden Geistes, zu suchen sei.

Zwar auch die einfachen Empfindungen der Sinnlichkeit, der Glanz des Lichtes und die Pracht der Farben sind Nichts, was abgewandt vom Bewusstsein an den Dingen selbst haften könnte, sondern sie sind Erscheinungen, die an äussern und innern Ereignissen hängen, ohne von diesen selbst uns eine Vorstellung zuzuführen. Aber wir wissen nichts unmittelbar von den Wellen der Lichtströme und nichts von den Zuständen, die sie im Innern unsers eignen Leibes hervorbringen; wir sind nicht im Stande, den Gegenstand, wie er ohne alle Sinnlichkeit für uns sein würde, mit dieser seiner sinnlichen Erscheinung zu vergleichen; wir fühlen uns endlich in diesem Allen hingegeben an eine angeborne Nothwendigkeit unserer Natur. Aus allem diesen Gründen haftet für die unmittelbare Auffassung alles Sinnliche viel fester an dem Gegenstande, zu dessen anhängenden Eigenschaften es gerechnet wird, als die Schönheit oder Hässlichkeit an ihnen haften kann. Denn durch sie wird uns der Gegenstand nicht gegeben, sondern bereits feststehend erweitert sich durch das werthgebende Urtheil des Geschmackes sein Inhalt nur in sofern, als ihm die Kraft zugetheilt wird, in seinem zufälligen Zusammenstoss mit einem empfänglichen Gemüthe einen eigenthümlichen Zustand der Lust zu veranlassen. Auch hier zwar drängen sich die Gründe, durch deren Vermittlung die Lust dem Eindruck folgt, nicht hervor, sondern das beglückende Ergebniss scheint allein über dem Spiegel des Bewusstseins zu treiben. Dennoch ahnen wir, dass nicht uns völlig verschlossene, beständige Einrichtungen unsers Innern, sondern mehr oder minder eines deutlichen Selbstbewusstseins fähige Strebungen und Regungen des wahrhaft eigenen Geistes durch den Eindruck des Schönen berührt werden. Wir ahnen überhaupt, dass Alles, was einen Werth vom Bewusstsein erlangen soll, die Seele nicht in Ruhe, sondern in einem lebendigen oder zurückgehaltenen Streben antreffen muss. Dies theilt das Schöne mit dem Angenehmen, und schon Kant,

dem die denkende Betrachtung des Schönen mehr verdankt, als jetzt anerkannt zu werden pflegt, fand die Schönheit in einer Angemessenheit der Verhältnisse des Gegenstands zu dem Spiele unserer Erkenntnisvermögen. Während, was den nothwendigen Gesetzen unsers Verstandes allein sich fügt, keinen besondern Dank von uns verdient, müssen wir es als eine freie Gunst des Schicksals betrachten, wenn das Gegebene noch ausserdem Beziehungen und Zusammenhänge zeigt, durch die es unserm Wunsch nach Zusammenfassung unter wenigen höhern Gedanken zuvorkommt. Eine Welt wäre möglich, in der keine Gattungen als beherrschende Gestalten der Mannigfaltigkeit sich zeigten, sondern alles Einzelne unvergleichbar neben einander stände; dass aber anstatt dieser für alle denkende Betrachtung spröden Welt die sich selbst zu höhern Gipfeln zusammenschliessende Welt der Erfahrung vorhanden ist, dies ist selbst ein Gegenstand der uneigennütigen Lust, die in ihrer Beziehung auf das Einzelne, Mannigfaltige zu dem Gefühle der Schönheit sich umwandelt. Nicht also in dem blossen Zusammenstimmen des Eindrucks mit dem gleichgiltigen Ablauf eines Erkenntnisvermögens bestand nach Kant das Schöne, sondern in seinem Einklang mit einer strebenden, einem Ziele nachjagenden Erkenntnis.

Verlassen wir die Annahme der Seelenvermögen, so sinkt mit ihnen ihr selbstständiger fortwährender Ablauf; und nicht mehr dies von selbst ewig fliessende Spiel einer Thätigkeit, sondern eine sich entwickelnde Reihe von Vorstellungen, Gefühlen oder Strebungen wird es jetzt sein, mit deren Gefüge und Gliederung der neu einfallende Eindruck zusammenstimmen muss. Eine solche Ansicht scheint mir jedoch nachholen zu müssen, was in Kants Lehre versucht, wenn auch nicht ausgeführt war. Hier nämlich liegen ohne Zweifel die unterscheidenden Grenzen des Schönen und des Angenehmen. Reichte es zur Schönheit des Gegenstandes hin, dass sein Eindruck mit irgend einer Vor-

stellungsreihe kampflos sich verschmelzen könne, so würde die Schönheit, auf unsäglich verschiedene Vorstellungsreihen bezogen, deren Vorkommen nur für den einzelnen Geist gerechtfertigt ist, in dem sie sich entwickeln, einestheils demselben Gegenstand bald zukommen bald nicht, anderntheils jederzeit nur für jenen einen Geist vorhanden sein. Der Schönheit aber schreiben wir Beständigkeit, und von unserer Auffassung unabhängige Geltung zu; jene Merkmale dagegen gehören dem Angenehmen wie dem Nützlichen. Dieses, einem Gefüge der Vorstellungs- oder Gefühlsreihen, den Umständen überhaupt sich anschliessend, die in dem einzelnen Falle wohl in dem einzelnen Gemüthe ihre hinlänglichen Bedingungen haben, aber deren Auftreten durch keinen Zug ihres Wesens in die allgemeine Bestimmung des Geistes aufgenommen ist, wird überall ein wechselndes Mass finden, und flüchtig wie die Stellung des Geistes, zu der es in übereinstimmende Beziehung trat, geht auch diese Lust des Einklangs selbst vorüber. Kant, als er den Anspruch auf allgemeine Giltigkeit, den unser Geschmacksurtheil nothwendig machen muss, deutlich hervorhob, sah richtig, dass nicht ein zufälliges, durch die allgemeinen Gesetze der Seelenwirkungen zwar gestattetes, aber nicht gebotenes Ereigniss das Ziel sein könne, worauf das Schöne zu beziehen sei; ihm bot das Spiel eines Erkenntnissvermögens, allen einzelnen Geistern durch ihre allgemeine Natur eingegeben, ein festes und gemeinschaftliches Muster der Vergleichung dar. Aber eben so sehr, als er jenen fortwährend gemachten Anspruch auf Allgemeingiltigkeit hervorhob, hätte er die nicht weniger fortwährende Vereitelung seiner Erfüllung beachten sollen. Ist die wirkliche Beurtheilung des Schönen eine vielfältig verschiedene, und macht gleich wohl jedes Urtheil die Anforderung, für allgemein anerkennungswerth zu gelten, so kann nicht eine wirklich unerschütterlich vorhandene Einrichtung unseres geistigen Wesens der Spiegel sein, von dem die Strahlen des Gegen-

standes zurückgeworfen werden. Die nämliche Allgemeingiltigkeit, die den Gesetzen des Denkens zukommt, müsste auch hier sich zeigen; oder das Gefühl des Schönen müsste mit der nämlichen Unveränderlichkeit sich an einen gegebenen Eindruck knüpfen, mit der bei dem gleichen Gefüge der Sinneswerkzeuge dieselbe Lichtwelle überall dieselbe Farbenempfindung entstehen lässt. Aber die Beurtheilung des Schönen schwankt mehr, als die manches sinnlich Angenehmen, das eben, weil es sich auf die hervorragenden, grösseren Umrisse leiblicher Thätigkeit und Bedürfnisse bezieht, hoffen darf, in allen Einzelnen dieselbe Vorbereitung zu seiner Aufnahme zu finden. Eine allgemeine gleiche Anlage mithin für die Empfindung des Schönen giebt es tatsächlich nicht; an einzelne Vorgänge im Geiste soll es sich nicht knüpfen, um mit dem Angenehmen, das so eigensüchtigen Bedürfnissen schmeichelt, nicht widerrechtlich zusammenzufallen; was scheint näher zu liegen, als dass es sich überhaupt auf einen nicht allgemein vorhandenen, aber vorhanden sein sollenden Zustand unserer Strebungen bezieht, der nur in einzelnen Bruchstücken verwirklicht, doch von allen einzelnen Gemüthern als ein zu erreichendes Muster gewusst wird? Aber dieser Gedanke, der Verwechslung des Schönen mit dem Angenehmen ausweichend, scheint es zu nahe an das Gute zu rücken; obwohl genauer betrachtet, nicht das Schöne, sondern der dieses Schöne geniesende Geist einer engeren Verwandtschaft zum Guten durch ihn genähert scheint.

Der Verlauf unserer Vorstellungen wird ohne Zweifel durch allgemeine, gleichgiltig über jeder besondern Gestalt des Erfolges schwebende Gesetze bedingt; aber eben diese bestimmte Endgestalt seiner Verwicklungen, die Geschwindigkeit seines Flusses und die Richtung, nach welcher hin die einzelnen Vorstellungen und Strebungen einander hervorrufen oder hindern, diess alles kann nur von dem Werthe abhängen, den wir einzelnen derselben zugestehn, und

durch welchen sie erst jene Stärke und jenen Gegensatz erhalten, durch den sie später allgemeinen Gesetzen zufolge ein Spiel des Verdrängens und Hervorlockens beginnen können. Es ist unnöthig, hier die Quellen jener Werthvertheilung besonders zu betrachten; sie mögen zum Theil selbst in leiblichen Bedingungen liegen, noch mehr aber in dem ursprünglich sittlichen Gehalt des Geistes, den wir nicht umgekehrt aus einer zufällig gewordenen Verschlingung der Vorstellungen ableiten dürfen, endlich in einer selbst schon dem Gebiet freier Schönheit angehörigen Färbung und Neigung der Thätigkeiten, die als Keim in dem Wesen der Seele liegen mag, um an jedem spätern äussern Anstoss sich folgerichtig zu entwickeln. Solche Beweggründe werden an sich den Geist verleiten, zunächst das, als das ihm Aehnliche, schön zu finden, in dessen Zusammenhangweisen er die nämliche Stetigkeit oder Zerrissenheit, die nämliche Weichheit oder Strenge, Flüchtigkeit oder in sich zurückkehrende Erinnerung, dieselbe Raschheit oder zögernde Entwicklung der Uebergänge wahrnimmt, die dem Ablauf seiner eigenen Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen eigenthümlich sind. Und in der That wird auch bei den gebildetsten Gemüthern die wirkliche Beurtheilung des Schönen, der Geschmaek in den Künsten immer den Einfluss solcher Bedingungen in der eigenthümlichen Vorliebe für manche einzelne Gattungen der Darstellung verrathen; ja noch mehr werden die volksthümlichen Ausbildungen der Kunst sich auf eine solche in herrschenden Sitten und zur Gewohnheit gewordenen Ansichten der Dinge gegebene Grundlage stützen.

Was so eigenthümlichen Vorurtheilen des Geschmaekes, die aus angeborner Stimmung des Gemüthes fliessen, sich zuvorkommend anbequemt, kann im Allgemeinen nur für ein Angenehmes gelten. Allein in vielfältigen Abstufungen dürfen wir jenen Stimmungen selbst einen höhern oder niederen Werth beilegen: und während wir uns gern beschei-

den, dass manche Vorliebe für besonders geartete Kunstgenüsse auf einer zufälligen, vielleicht selbst übel geleiteten Neigung unsers Gemüths beruhe, fühlen wir dagegen, dass in andern Fällen ein umfassenderes und werthvolleres, unbedingte Anerkennung verlangendes Streben in unserer Beurtheilung des Schönen mitgesprochen hat. So scheint sich uns nun, während die gewohnten Bewegungen unsers Gemüthes mehr und mehr sich jener Gestalt und Fügung annähern, in der sie der höchsten und in der weitesten Bedeutung heiligen Bestimmung des Geistes zu dienen vermögen, allmählich auch der Werth des Gegenstandes, dessen Eindruck dem Ablauf solcher innern Ereignisse sich anschließt, von dem einfachsten Angenehmen bis zu der Würde der höchsten und unbedingten Schönheit zu steigern.

Berühren wir jedoch auf diese Weise einen der Betrachtung der Kunst auch früher nicht fremden Gedanken, dass nämlich alles Schöne seinen Werth und sein Wesen vom Sittlichen oder Guten erhalte, so soll weder dieser Satz in der Beschränktheit seiner Bedeutung, noch in der Unbestimmtheit gelten, in der er oft gelassen worden ist. Wie kann das Schöne, so häufig in räumlichen und zeitlichen Verhältnissen aufblitzend, denen selbst keine bestimmte vorbildliche Bedeutung zu geben ist, überhaupt einen Zusammenhang mit Gesinnung und That des sittlichen Gemüths haben?

Gehen wir zunächst von demjenigen Guten aus, auf welches unsere Betrachtung zuerst hinführte, so wird man nicht läugnen, dass von der mehr oder weniger gleichmäßigen Ausbildung sittlicher Vollkommenheiten in dem einzelnen Gemüthe sich auch eine entsprechende Art des Verlaufes der Vorstellungen und des Wechsels der Gefühle und Strebungen entspinnen wird. Je weniger vielleicht die äussern Umstände des Lebens einer so eigenthümlichen Anlage Veranlassung zur Entfaltung und zum übenden Selbstgenuss



geben, desto mehr wird das Gemüth das willkürliche Reich der Kunst aufsuchen, um an selbstgeschaffenen Kreisen von Bedingungen die Macht seiner Stimmung und Haltung zu prüfen! und sie sich zur Anschauung zu bringen. Und so mögen auch rückwärts, wo sie sich irgend zeigen, die Erscheinungen jeder Regsamkeit, des stetigen Flusses der Veränderungen oder des plötzlichen Abbruchs und eines neu aufstürmenden Anfangs, kurz alle jene Gestalten des Ueberganges, der Verschmelzung und der Gegensätze, die sich als wichtige Mittel der Darstellung durch alle Künste ziehen, die Erinnerung an einen eigenthümlichen sittlichen Zustand der Seele und seinen Werth wiedererwecken. Die Gewalt der herrschenden Strebungen trifft jedoch nicht allein den Ablauf der Vorstellungen und Gefühle; sie zeigt sich auch durch angeborne Nothwendigkeit in äussern leiblichen Bewegungen, die eine Brücke von dem geistigen Werthe des Gedankens zu der sinnlichen Darstellung schlagen. Zwar auch ohne dies würden einfache, strenge Zeichnungen im Raume, an sich bedeutungslos, durch den wohlthuenden Wechsel der Anspannung und Ruhe, den sie dem umlaufenden Auge gewähren, die ersten Spuren einer noch spielenden Schönheit verrathen; aber wer einmal seine eigene Stimme vom Schmerz gebrochen fand und die bebende Anspannung der Glieder in unterdrücktem Zorne fühlte, für den ist das sinnlich Anschaubare redend geworden, und was er selbst äusserlich kundzugeben genöthigt war, wird er unter jeder ähnlichen fremdher dargebotenen Erscheinung wieder vermuthen. Man darf glauben, dass auf solchen Erfahrungen am meisten unsere Beurtheilung schöner räumlicher Umrisse beruht. Wenn es immer vergeblich gewesen ist, für die Schönheit eines solchen Umrisses eine wissenschaftlich berechenbare Bedingung zu finden, so rührt es daher, weil er nicht durch sich selbst, sondern durch unsere Erinnerungen wirkt. Wer einmal eine theure Gestalt unter dem Gewicht des Grams in wehmüthiger Ermattung sich beugen

und sinken sah, dem wird der Umriss solches Neigens und Beugens, dem innern Auge vorschwebend, die Ausdeutung unendlicher räumlicher Gestalten vorausbestimmen, und er wird sich fruchtlos besinnen, wie so einfache Züge der Zeichnung so innerliche Gefühle in ihm anregen konnten. In den Verschlingungen der Klänge findet jeder sein Gemüth wieder und überschaut seine Bewegungen. Schwerlich geschähe dies, triebe nicht eine Vorherbestimmung unserer leiblichen Einrichtung uns an, durch Laute unsern Gefühlen einen an sich unnützen äussern Ausdruck zu geben. Mit den Klängen und ihrem Wechsel verknüpft sich so die Erinnerung an Uebergänge in Grösse und Art der Strebungen und Gefühle, durch die getrieben wir dieselben Laute bilden würden. Ja selbst das Andenken an das Mass und die Anspannung leiblicher Thätigkeit in der Hervorbringung der Töne lehrt uns in diesen selbst, und ihrer Höhe und Tiefe eine Andeutung grösserer oder geringerer Kraft, muthigeren oder nachlassenderen Strebens zu suchen. Die räumlichen Verhältnisse der Baukunst, ihre strebenden Pfeiler und die breitgelagerten Lasten über ihnen würden uns nur halb verständlich sein, wenn wir nicht selbst eine bewegende Kraft besässen, und in der Erinnerung an gefühlte Lasten und Widerstände auch die Grösse, den Werth und das schlummernde Selbstgefühl jener Kräfte zu schätzen wüssten, die sich in dem gegenseitigen Tragen und Getragenwerden des Bauwerks aussprechen. So bildet also das leibliche Leben, mit Nothwendigkeit Inneres durch äussere Erscheinungen auszudrücken treibend, einen Uebergang zum Verständniss sinnlicher Gestalten und Umrisse, und selbst das Sittliche, zunächst ein Gleichgewicht der Strebungen, dann eine bestimmte Weise des Ablaufs innerer Ereignisse bedingend, wird zuletzt in jenen sinnlichen Bildern Verwandtes und Aehnliches auffinden können.

Und eben so finden wir auf der andern Seite, dass die Erinnerung den Inhalt eines allgemeinen Begriffes weder

seiner Gestalt noch seinem Werthe nach anders festhalten kann, als indem sie irgend ein einzelnes Beispiel versinnlichend an seine Stelle setzt, das freilich ebenso sehr in seiner Einzelheit wieder aufgehoben werden muss. Nach dem vorwiegenden, zugänglichen Beobachtungskreise wird der Begriff des Thieres dem Einen diese, dem Andern eine andere einzelne Thiergestalt annehmen, und nicht minder werden wir die Vorstellung irgend eines Guten, Heiligen und Werthvollen nie anders fesseln können, als dass wir unserer Erinnerung das Bild irgend einer erhabenen oder seligen Begehung darbieten, in deren erneutem Anschauen jene Gefühle eine verjüngende Quelle finden.

So führen uns mannigfaltige Ueberlegungen dahin, schön das zu nennen, dessen Eindruck nicht überhaupt nur mit irgend einer innern Ereignissreihe, sondern wesentlich mit demjenigen Gefüge des Ablaufs übereinstimmt, das unsere Vorstellungen und Strebungen unter der alleinigen Herrschaft unserer sittlichen Bestimmung annehmen. Und diese Meinung erläutert noch einen Umstand, der ihr selbst zur rückwirkenden Ergänzung dient. Weit allgemeiner und jedem Menschen zuzumuthen ist die richtige Beurtheilung des Sittlichen als die des Schönen. Denn die letztere setzt jene Beweglichkeit des Gemüthes und der Einbildungskraft voraus, die nicht nur im Stande ist, den nackt ausgesprochenen sittlichen Wahrheiten sich zu unterwerfen, sondern die auch in der Verhüllung äusserlicher sinnlicher Gestalten und Begebenheiten mit feinführender Erkenntniss jene Anklänge aufzuspüren vermag, die durch mancherlei Vermittlungen auf das strenge Sittliche zurückdeuten. Eine solche Beweglichkeit und Empfänglichkeit rechnen wir nicht zu den Pflichten des Menschen. Von seiner Sittlichkeit verlangen wir nur, dass sie seine Handlungen durch eine vernünftige Leitung des Willens beherrsche: nicht, dass sie auch wisse, wie in allem Seienden Verhältnisse wirken und aufblühen, die von einem seienden Guten, nicht blos von einem Ziele

der Handlungen, Zeugniss geben. Doch urtheilen wir nicht allein so. Vielmehr, wenn wir auch dem Willen der mit der Erfüllung jener Vorschriften sein Ziel erreicht zu haben meint, keinen Vorwurf machen, so schätzen wir doch den Werth eines Lebens selbst, das recht und schlecht, den ankommenden Gelegenheiten folgend, einzelne sittliche Handlungen erzeugte, geringer als ein anderes, das ausserdem seine Stellung in der Welt und ihrer umfassenderen Ordnung begriff, und selbständig ausblickend, auch die Ereignisse, einem Ziele gemäss, zu gestalten strebte, das in jener einfachen inneren Gesetzgebung nicht verkündigt ist. So meinen wir denn, dass es für eine höhere Bedeutung des geistigen Lebens nicht hinreichte, den allgemeinen, gegenstandlosen Anforderungen der Sittlichkeit allein zu genügen, selbst nicht ihre vereinzelt Züge in einen gemeinsamen Einklang des Gemüths zu vereinigen; vielmehr gilt es uns selbst für einen höhern Ernst der Sittlichkeit, zugleich auf das zu achten, was in den Ereignissen und dem Seienden lebt und webt und einem späteren Ziele entgegenreift; und ein leiser Schatten, wenn auch kein Tadel, fällt in unserer Beurtheilung auf das Gemüth zurück, das nach den Worten eines alten Dichters gut zu leben glaubt, wenn es still verborgen lebte, ohne den Selbstgenuss seines innern Friedens mit dem Bewusstsein seiner Stellung zu dem Ganzen der Wirklichkeit zu vereinigen. Was wir hier dem thätigen Geiste, das werden wir ähnlich auch dem empfänglichen zumuthen dürfen, und eine völlige Unfähigkeit zur Auffassung der Schönheit, dieses Widerscheins des Sittlichen im Seienden, wird nur eine ähnliche ungleichmässige Ausbildung des sittlichen Geistes selbst zu verrathen scheinen.

Lassen wir nun diese erweiterte Ansicht vom Sittlichen gelten, so wird es uns deutlich werden, dass nicht allein dasjenige uns schön erscheint, das durch seine Gestalt Erinnerungen an Handlungen und ihren sittlichen Gehalt in uns erweckt, sondern auch das, was harmlos ein durchdringen-

des Walten natürlicher Kräfte und enie höheren Gesetzen oder seiner eigenen Natur treue Entwicklung darstellt. Nicht nur das Handeln füllt die menschliche Bestimmung aus; auch der Erkenntniss mag ein Urbild vorschweben, in dem die Mannigfaltigkeit des Gegebenen unter Beziehungen vereinigt ist, auf die selbst in unserer gewöhnlichen Beurtheilung wenigstens ein Streiflicht der sittlichen Werthgebung fällt. Der Gedanke der Einheit ist so einer jener Begriffe, von dem wir einen gewissen Werth nicht trennen können, der ihm vielleicht freilich eben so wenig an sich zukommen mag, als andern Theilen der Erkenntniss, sondern der uns vielmehr nur den Abglanz einer höheren Bedeutung vorführt. Ist dsech Einheit selbst ein für sich leerer und anwendungsloser Begriff, der seinen Sinn erst durch Angabe der Ganzheit, oder der Beziehung, oder des Zweckes oder des Ursprungs erhält, wodurch das Verschiedene vereinigt sein soll. Dies aber eben ist die Natur des Schönen, dass es den bestimmten Inhalt, von dem aus auf manche Gestalten und Verbindungsweisen ein hoher Werth übergieng, verschweigt, und oft mit den Formen allein spielend, uns unvermerkt verlockt, ihnen denselben Gehalt und die Würde desjenigen zuzulegen, dessen Erinnerung sie in uns anregen. Kunst und Natur reizen daher auch durch Mittel, die an sich nur der Erkenntniss anzugehören scheinen, durch Verknüpfung der Mannigfaltigkeit zu durchblickenden Einheiten, durch den Gang der Gesetze über dem hinfälligen Einzelnen, durch die stille und unbefangene natürliche Entwicklung jedes Keimes; und oft mag hier der nachsinnende Verstand die Gründe in dem schönen Gegenstande nicht mehr finden, die in ihm die Lust erregen; oft auch versetzt sich ein ahnendes Mitgefühl in diese Triebe der Entwicklung und macht das fremde Ereigniss zu einem eignen, an dem es ohne Theilnahme nicht mehr vorübergehn kann.

Wenn dies Spielen mit Gestalten, die einem höhern Inhalte des Guten an sich zugehören, das Eigenthümliche

des Schönen ist, so erscheint es in einer niedrigeren Stellung dem Ernste des Guten selbst gegenüber. Während die Urbilder des Letzten zugleich Mahnungen und Forderungen an das Bewusstsein stellen, läßt das Erste nur zum Genusse ein. Dennoch ist die Seligkeit des Schönen keine eigensüchtige; aber es ist mehr mit dem Heiligen als mit dem Guten verwandt. Das Gute, in einzelnen Handlungen sich erschöpfend, hat seinen Werth der Gesinnung zwar in sich selbst; aber es erscheint auf ein einzelnes Verhältniß bezogen, in dessen Festhaltung oder Aenderung der Gewinn ruht, den die sich vollziehende gute That der Gesamtheit des Daseins zubringt. Diese Nebenrücksicht hat das Schöne von sich abzuhalten; ohne auf irgend einen Zweck bezogen zu sein, dessen Erfüllung trotz aller Güte der Gesinnung oft zu unbedeutend dem Ganzen der Welt und dem Sinne des Weltlaufs gegenüber sein würde, hat es nur eben die Gesinnung selbst, theils in der Bewegung eines Gemüths, theils in den Gestalten des Seienden zu einem ruhenden Ergebniss gekommen darzustellen. Wie die älteste schöne Kunst der Griechen ihre Götter bildete, herrlich durch ihr eignes Wesen und Dasein, in sich versunken, und von allem Lärm strebender, ausdrucksvoller Beziehungen nach der übrigen Welt abgewandt, so verschmilzt auch das Schöne in seiner höchsten Gestalt nicht mit dem kämpfenden in einzelnen Thaten ringenden Guten, sondern mit dem ruhenden Heiligen, das über der Erreichung aller einzelnen Zwecke schwebend in ewiger Entfaltung nur die Fülle seines eignen seligen Wesens entwickelt. Darum ist die Pein des Sollens und der Zwecke von dem Schönen genommen, und wenn es uns einerseits durch sein Spiel an die Handlungen erinnert, in denen unsere kämpfende Tugend sich bewähren kann, so ist es anderseits dieses bestehende Gute, das aus der Welt nie verschwindet, wie tief auch ihre innern Gegensätze seiner allgegenwärtigen Erscheinung widerstreben mögen.

## II.

Der Flüchtigkeit wechselnder Stimmungen, der Unbeständigkeit vorübergehender Ereignisse, die das einzelne Gemüth zufällig bewegen, haben wir das Schöne bis jetzt entreissen können; allein das Bedürfniss, das uns auf diese Weise das Schöne vom Angenehmen trennen hiess, treibt uns noch weiter, auch hierin keine Befriedigung zu finden. Muss alle Seligkeit und aller Genuss und Werth des Schönen in den geniessenden Geist gelegt werden, was bleibt dem schönen Gegenstande? Nur die Möglichkeit, in einem ihm selbst zufälligen Zusammenstoss mit dem Geiste die unschuldige Veranlassung zu dem Ablauf einer Gefühlsreihe zu werden. Nicht der Gegenstand mehr wird schön sein in dem Sinne, dass die Innigkeit des Werths, die wir bei diesem Namen empfinden, ihm selbst zukäme; sondern Eigenschaften und Verhältnisse von Eigenschaften, an sich sowohl als vor dem bloß erkennenden Verstande völlig gleichgiltig, bilden sein Wesen, und erst wenn ein äusserliches Schicksal dieses Gleichgiltige in Berührung bringt mit dem lebendigen Geiste, mag dieser so angeregt, die eigene Wärme seines Gefühls täuschend auch über das kalte Licht der anregenden Gestalt verbreiten. Zweierlei ist es, was hier uns beleidigt, beides mit ungleichem Rechte. Zuerst nämlich ist es eine häufig wiederkehrende Erscheinung, dass der Gedanke einer geringern Würde sich mit alle dem verknüpft, was sein Dasein nur im Geiste hat: fast rechnen wir es nicht mehr zu dem Thatbestande des Gegebenen mit. Allein wenn wir auch unvermögend sind, unsern Vorstellungen dieselbe Festigkeit und Unabhängigkeit des Daseins zu geben, die den Dingen zukommt, so fällt doch das Gedachte damit nicht ausserhalb des Weltalls, weil der Ort seines Daseins das Bewusstsein ist, das sich aus andern Gründen freilich der Welt, in der es mitbefasst ist, gegenüberzustellen pflegt. Wünschen wir daher unserer Vorstellung der

Schönheit Giltigkeit, so ist es nicht nöthig, sie dadurch erzwingen zu wollen, dass wir sie als eine anhaftende Eigenschaft wirklicher Dinge betrachten, sondern das Bedürfniss, dessen Befriedigung wir mit Recht in jenem Wunsche verlangen, ist das einer Ablösung des Schönen von den zufälligen Ereignissen unserer einzelnen Wirklichkeit und seiner Zurückführung auf ein im Laufe der Dinge an und für sich werthvolles Verhältniss. Wird der das Schöne geniessende Geist innerlich zum Genusse selbst durch ein allgemeines Schicksal der Geister gelenkt, das diese Erscheinung einer uneigennützig seligen Lust in ihm hervorhebt, so ist diese Giltigkeit der Schönheit von nicht minderem Werth, als wäre sie in einer wirklichen Beschaffenheit der äussern Welt zu suchen. Ansichten solcher Art, die den Werth alles Innerlichen verkennen, beruhen auf jener abgöttischen Verehrung, die so Viele dem an sich werthlosen Begriffe der Wahrheit zollen, anstatt dem Inhalte der Wahrheit; und die deshalb auch im Stande ist, eine letzte allem zu Grund liegende Wahrheit zu denken, deren Aussage jeder Würde und Bedeutung entbehrt, ihrer Thatsächlichkeit und Unveränderlichkeit allein sich freuend. Von so verworrenen Anfängen an kann man die dann fast von selbst sich verstehende Voraussetzung machen, dass alles Erkennen dazu bestimmt sei, der Wahrheit oder dem Wesen der Dinge nachzujagen; ein Satz, der richtig ist, so lange Wahrheit und Wesen jenen selbst schon werthvollen Kern der Wirklichkeit bezeichnen, aus dem alles Gefüge der Welt allein begriffen werden kann, der aber widersinnig wird, indem er befiehlt, dasjenige, was da denke, solle sein Ziel darin sehn, ein Spiegel zu sein für dasjenige, was nicht denkt. So werden denn zwei verschiedene Ansichten unsere Beurtheilungen überhaupt beherrschen; die eine, die den Werth aller Gedanken nicht in ihrem Inhalte, sondern in der Gewissheit richtiger Nachahmung eines andern sucht, die zweite, die unbekümmert darum, ob ihre Begriffe ausser dem lebendi-



gen Dasein im Geiste noch des todten Vorhandenseins der Wirklichkeit geniessen, sich ihres Inhaltes und ihres Sinnes erfreut, wie sie in eine für die lebendige Erkenntniß aller Geister bedeutungsvolle Reihe eintreten. So mag der Naturforscher immerhin uns das Dasein der Farben aus der äussern Wirklichkeit hinwegstreiten und sie in das empfindende Auge allein versetzen: unsere Sinnlichkeit wird sich ihrer Täuschung nicht schämen; aus den Wellenbewegungen des äussern Lichts bringt sie allerdings mit neuem Anfange die Pracht der Farben hervor, aber überzeugt, in ihrem Spiel und Einklang ein Höheres erreicht zu haben, als die farblosen Bewegungen, die ausser uns der unermesslichen Raum durchkreuzen. Und so, möchten die Verhältnisse des Gegenstands noch so gleichgiltig, noch so unähnlich dem Eindrücke sein, den sie auf uns machen, so wird doch die genossene Schönheit auch als blosses Ereigniss im Geiste, ihre eigenthümliche Wahrheit und Berechtigung in sich tragen.

Mit anderem und besserem Rechte drängt sich uns der zweite Zweifel auf. Ist nicht unsere Lust an der Schönheit und unsere Vorstellung über sie von der Art, dass die Gesammtheit unserer Weltansicht in unheilbare Verwirrung geriethe, wenn wir sie nur als ein Ereigniss in uns, nicht als in den Dingen ihrem Wesen nach vorherbestimmt ansehen dürften? Können wir die Seligkeit des Genusses der übrigen Welt entziehen, und welches eigenthümliche an sich werthvolle Ziel sollte wohl das Seiende verfolgen, wenn es gegen alle Schönheit gleichgiltig, diese nur vorübergehend in einem zufälligen Zusammenstoss mit dem empfindenden Geiste, selbst dann noch scheinbar, erlangte? Gewiss, hängen wir dem Gedanken der Schönheit nach, so meinen wir in ihr das zu fassen, was als eigentlich belebender Kern alles Seiende durchdringt, und nicht nur sie selbst würde in ihrem Werthe leiden, wenn sie diese Allgegenwärtigkeit nicht besässe, sondern auch die Welt der Dinge widerstreitet unserm Gefühle, die aller innern regsamen Schönheit ledig wäre.

Auch hier zeigt sich eine schon früher bemerkte, und später noch weiter zu betrachtende Erscheinung. Für uns hat nur das nachhaltige wahre Werth, wozu wir uns zu versetzen, dessen Dasein wir mitfühlend nachzugenießen im Stande sind. So sehr ist unser Begriff von Schönheit auf ein ahnendes und liebendes Mitgefühl fremder Entwicklung bezogen, dass uns eine Welt widersinnig erscheint, die selbst trocken und bedeutungslos nur den künstlichen Vorkehrungen hinter den Wänden der Bühne zu vergleichen wäre, durch die wir uns, wenn wir sie sorgsam verhüllen, eine flüchtige, gern geglaubte Täuschung schaffen. Und doch würde eine solche Ansicht noch dem Seienden mehr zugestehn als jene, die ohne alle weitere Ableitung Urtheile der Billigung und Missbilligung auf Verhältnisse fallen lassen, in deren Thatbestand keine Erkenntniss einen Anspruch auf solche Beurtheilung nachweisen kann. Wir würden wenigstens den Dingen nicht erst durch einen ihrer Natur unwesentlichen Zufall der Berührung mit dem Geiste einen Anflug der Schönheit zuschreiben, sondern von Anfang an wäre ihre Gestalt und Einrichtung dazu geschaffen, wenigstens als Mittel zu einem Erfolge zu dienen, dessen Seligkeit sie mitzuempfinden nicht vermöchten. Allein eine solche Zusammenschliessung der Dinge mit der Schönheit gewährt kaum eine halbe Befriedigung; denn immer würde ein fremder Geist und seine Gedanken über diesen leblosen Mitteln schweben, und was sie leisteten, würde nicht ihrer Natur freiwillig entquellen, noch jene liebevolle Theilnahme des Gemüths auf sich ziehn, die so gern auf dem Gegenstande des schönen Gefühls verweilt.

Wir verlangen vielmehr ein Doppeltes. Nicht allein, dass die Kräfte, die dem Gegenstande die schönen Verhältnisse geben, als seine eignen, ihm Dasein, Wesen und Entwicklung bestimmenden Thätigkeiten gelten, sondern auch, dass die Schönheit, die in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Dinge ebenso mannigfach erscheint, doch als Eine, sie

alle belebende betrachtet werde; so dass nicht zersplitterte Uebereinstimmungen zwischen den Dingen und uns eben so einzelne Schönheiten ergeben, wie etwa die Nützlichkeit der Gegenstände jeder Vereinigung in einen gemeinsamen Begriff widersteht, da sie eben nur auf zufällige, vereinzelte Beziehungen begründet ist.

Solche Bedürfnisse geben den Schein, als wären sie am besten und leichtesten durch den dunklen Begriff eines Ewigen und Unbedingten zu befriedigen, das in sich für die Erkenntniss der Merkmale eines über Gedanken und Wirklichkeit gleichmässig übergreifenden Daseins, der durch die mannigfaltigsten Erscheinungen nicht gebrochenen Einheit in sich, und zugleich für das werthsetzende Gefühl die Bezeichnung der höchsten Würde zu vereinigen scheint. So erscheine die Schönheit als einer der Züge, durch die sich dies Unbedingte, ohne überall sich selbst zu verlieren, doch in unendlich mannigfaltiger Gestaltung ausspricht, und Nichts würde diesem Gedanken weiter fehlen als die Begründung seiner möglichen Giltigkeit und die Hinwegräumung der Schwierigkeiten, die die Erkenntniss einem solchergestalt gefassten Begriffe entgegensetzt. Es ist jedoch nicht nöthig, alle diese Schwierigkeiten hier zu berühren, denn es zeigt sich sogleich, dass jenes Unbedingte, auf die Schönheit bezogen, weder als ein unendliches Seiende in Gestalt eines Stoffes, noch als eine anhaftende Eigenschaft, ja selbst nicht einmal als eine belebende und wirkende Kraft zu fassen sein würde. Das Schöne zeigt sich überall nicht als Geschehen selbst, sondern als die Gestalt eines Geschehens, sei es nun, dass das Ereigniss selbst noch in seinem Werden vor uns tritt, oder dass zum Gleichgewicht und zur Ruhe gekommene Verhältnisse in unserer Auffassung sich wieder in eine bewegte Zeitreihe auflösen oder uns veranlassen, den Geschichten nachzudenken, deren Ablauf auf dem ruhigen Spiegel der Erscheinung seine Spuren zurückgelassen hat. Diese Betrachtung mildert die Schwierigkeiten un-

serer Aufgabe. Jenes eine Urbild des Schönen, jene Schönheit selbst, die ewig sich gleich, doch in der Mannigfaltigkeit der schönen Gegenstände unendlich verschieden ist, wird weder selbst ein Gegenstand, noch eine Eigenschaft, noch eine Kraft sein, sondern ein Ereigniss oder Schicksal, das dem Verschiednen auf höchst verschiedene Weise zustossen kann, ohne doch in dem, was seine eigenthümliche Natur ausmacht, in seinem Sinne und in der Bedeutung, die ihm in der Reihe der Ereignisse zukommt, je verändert zu werden. So wie die verschiedensten Stoffe der Natur, ohne Widerspruch gegen ihr eigenthümliches Wesen, gemeinschaftlich denselben Gesetzen der Bewegung unterworfen sind, so wird auch dieselbe Eine Schönheit sich über die unbegrenzte Verschiedenheit der durch keine Gleichheit der Merkmale oder der Verhältnisse zusammengehaltenen Dinge erstrecken können, ohne als Schicksal gefasst, die Widersprüche in sich zu hegen, die jeder andern Fassung unvermeidlich anhaften. Soll daher das Wesen der Schönheit der Erkenntniss näher gerückt werden, so muss man bedenken, dass ihr Wesen in ihrer Bedeutung beruht. Darum wird es von ihr keinen Begriff geben, der durch Merkmale und deren Verknüpfungen ein unfehlbares Gesetz ihrer Verzeichnung darböte, denn Merkmale sind gleichgiltig für sie; es wird von ihr keine Vorstellung geben, welche sie als eine unveränderliche Beschaffenheit eben so festhielte, wie andere Vorstellungen etwa der sinnlichen Farben unwandelbar feststehn, denn jeder Hintergrund an dem sie erscheint, ist ihr gleichgiltig; sie wird selbst in der Anschauung eines Verhältnisses nicht gefunden werden, denn aller berechenbaren Verhältnisse spottet sie. Sie kann nur als Gedanke gefasst werden; mit diesem Namen bezeichnet die deutsche Sprache besser als mit dem fremdher entlehnten Namen der Idee einen Inhalt, dessen einziger zusammenhaltender Kern in dem Sinne, der Bedeutung oder dem Werthe besteht, der in unendlich verschiedenen durch keine

Gleichheit des äussern Anschns oder der Entstehung zusammengehaltenen Erscheinungen, in ihnen allen wesentlich gleich bleibend, sich ausdrücken mag; einen Inhalt ferner, der nicht ein ruhendes Dasein, aber auch nicht eine Beziehung mit einem unveränderlichen Thatbestande, sondern ein Schicksal ist oder ein Ereigniss, das um seines eignen Wesens willen werthvoll, seine Bedeutung nicht von dem erhält, dem es zustösst. Den Gedanken Gottes vermögen wir von dem Begriff Gottes zu trennen, in dem ersten den Sinn, den Werth und die Bedeutung der Beweggründe zusammenfassend, die diesen Aufschwung unsers Gemüths zu dem Höchsten veranlassen, und es selbst in seiner durchdringenden Gegenwart und dem Werth seiner Bedeutung erfassend, mit dem letzten aber diesen Gehalt durch Mittel der Erkenntniss so stützend, dass die Art seiner Wirklichkeit und das feststehende Ganze unveränderlicher Eigenschaften daraus hervorgeht.

Das Bedürfniss, der Schönheit eine Wirklichkeit zu sichern, grösser als diejenige, die sie als eine Erscheinung in dem einzelnen Geiste geniesst, hat uns auf diese Betrachtungen geführt. Wir können nicht ein Schönes an sich oder die Schönheit selbst in Gestalt eines Gegebenen ausser uns suchen, sondern dieses Eine, das in unendlicher Mannigfaltigkeit nie sich selbst verliert, konnte nur der Sinn eines Geschehens, ein Gedanke sein. Zu diesem inhaltlosen Umriss, der nur fremdartige Voraussetzungen abwehren kann, haben wir jetzt den eigenthümlichen Gehalt hinzuzusuchen. Kein gleichgiltiges Ereigniss kann der Schönheit zu Grunde liegen, sondern ein solches, dessen Gedanke selbst sich an einer bedeutungsvollen Stelle unter jenen Urbildern alles Geschehens vorfindet, die das Letzte und Höchste unserer gesammten Erkenntniss bilden. Können wir zeigen, wie die schönen Gestalten und die schönen Begebenheiten dazu berufen sind, einen jener Zwecke zu erfüllen, die der ganzen Welt gestellt sind, und ist so das Schöne noch in anderer

als der früher betrachteten Weise mit dem Guten zusammenzuschliessen, so hat es in dieser seiner Bedeutung für das Ganze der Welt jene übergreifende Giltigkeit und Wirklichkeit, die ihm ein abgesondertes äusseres Dasein noch nicht verschafft hätte.

### III.

Betrachtungen über das Schöne bedürfen in einer Zeit, die wie die unsrige, genährt von den Anschauungen des Alterthums und durch eine eigne grosse Kunstentwicklung gehoben, von der Bedeutung der Schönheit auch wissenschaftlich durchdrungen ist, einer doppelten Nachsicht. Sie vermögen einestheils nirgend ein Land aufzuschliessen, dessen Schätze noch ungeahnt wären, sondern müssen sich begnügen, auf einem aus andern Gründen liebgewordenen Wege zu einer Aussicht auf den Gegenstand zu führen, die dann doch immer nur dem schon Sehenden geöffnet sein wird. Denn dies ist das Zweite, was jede wissenschaftliche Betrachtung über das Schöne bitten muss; dass man ihre Aufgaben nicht mit denen der Kunst selbst verwechsle. Jede Begriffsbestimmung der Schönheit wird ihren Zweck erfüllt haben, wenn sie von mancherlei Seiten her jenem Standorte zustrebt und zuführt, von dem aus sich die Bedeutung der Schönheit überblicken lässt. Aber die Innigkeit und der Werth der Schönheit wird in solchen Begriffen, da er selbst über alle Begriffe hinausgeht, ebensowenig enthalten sein können, als wir anderseits im Stande sind, das was unter dem Begriffe bleibt, die sinnliche Anschauung z. B. der Farben anders als dadurch zu verdeutlichen, dass wir die Reihe der Bedingungen aufzählen, unter denen sie erscheint, und so den Andern in den Stand setzen, das sonst Unmittelbare zu eigner Anschauung in sich wiederzuerzeugen.

Ueberlegen wir nun, wie das Seiende durch Theilnahme an einem allgemeinen Zuge weltbeherrschender Schick-

sale schön sein könne, so scheint diesem die Frage über den Zusammenhang der Dinge und den Inhalt jenes Schicksals voranzugehn. Und hier gehen wir denn von der Ueberzeugung aus, dass jede Ansicht von einem schlechthin Seienden oder einer Mehrheit wirklicher Wesen, aus deren einmal vorhandener Natur alle Erscheinungen als Folgen zu erklären wären, unhaltbar sei und dass wir vielmehr nur demjenigen die Würde einer unbedingten Setzung und Wirklichkeit zugestehen dürfen, das die beiden Forderungen gleichzeitig erfüllt, sowohl unabhängig von uns seiend vorgefunden, als auch durch einen an sich werthvollen Gedanken als nothwendiges Mittel seiner Verwirklichung vorausgesetzt zu werden. Ueberzeugt also, dass es keine Wirklichkeit gibt, die nicht mit ausdrücklicher Rücksicht auf an und für sich werthvolle Zwecke alles Seins angeordnet wäre, sehen wir in allem Dasein und Geschehen eine Zweckvollendung; und wenn auch unser reines theilnahmloses Denken den Begriff eines von aller höhern Beziehung entblösten nur thatsächlich vorhandenen Daseins bilden kann, so verbieten uns doch Beurtheilungsgründe, die jenem Denken freilich nicht angehören, einem solchen Begriffe Giltigkeit zuzuschreiben. Jene Zweckvollendung aber hat drei Glieder; das erste ist der werthvolle Sinn des Gedankens, der seiner ihm nie ganz entgehenden Verwirklichung zustrebt; das zweite die Reihe der wirkenden Ursachen, die jenen Sinn vollziehen; das dritte das Reich allgemeiner Gesetze, die gleichgiltig für alle Gestalt bestimmter Erfolge, nur durch die bestimmte Anordnung der wirkenden Kräfte, die ihnen gehorchen, zu diesem Ziele einer sinnvollen Erscheinung hingelenkt werden. Zur Erfüllung eines Zweckes mag nun unser Denken wohl die nothwendigen Bedingungen ohne eine fremde Zuthat feststellen; wo aber der Zweck in Wirklichkeit vollzogen werden soll, wird er nicht alle Eigenschaften seiner Mittel benutzen können, sondern diese werden Seiten haben, die in die Zweckbeziehung nicht eingehen, vielmehr

dieser gleichgiltig, doch nicht abgehalten werden können, nach dem blossen Gebote der allgemeinen Gesetze in zufällige, selbst zweckwidrige Nebenwirkungen auszugehen. Dass nun die Dinge jenen allgemeinen Gesetzen gehorchen, oder dass sie mit denjenigen ihrer Eigenschaften, mit denen sie in einer Zweckbeziehung zu wirken berufen sind, sich dieser auch wirklich unterthan zeigen, dies ist Nichts, was wir ihnen besonders danken; diese Uebereinstimmung vielmehr zwischen Stoff und Gedanken ist die erste Voraussetzung, ohne welche die Welt uns widersinnig erscheinen würde. Wo dagegen jene von der Zweckbeziehung unabhängigen Eigenschaften, Kräfte und Ereignisse, die ganze Seitenverbreitung des Zufälligen, obwohl ihr keine Aufgabe gestellt ist, dennoch sich in ihrer Gestalt, ihrem Benehmen und ihrem Erfolge, dem Sinne jener höchsten Gedanken anschliesst, da finden wir überall den freien Genuss einer die Nothwendigkeit überbietenden Schönheit. In ihr ist diese vollständige Bändigung des Widerspruchs zwischen Stoff und Gedanken eingetreten, die uns andeutet, dass selbst, wo die Welt den innerlichen Zwiespalt des Seienden und des Sollenden gefahrlos ertragen könnte, doch eine innigere Versöhnung beider sich gebildet hat. Bedarf daher in der That jeder Gedanke zu seiner Verwirklichung die Vermittlung eines unabhängig von ihm Seienden, so ist es die Schönheit, die diese abhängige Schwäche verhüllt, und indem sie alle Stützen der Verwirklichung mit dem Sinne des Gedankens selbst verklärt, den letzten Erfolg als einen widerstandslos aus sich selbst quellenden Trieb der Entwicklung, eine auf sich selbst ruhende Gestalt darstellt. So wie die Baukunst nun die Gebälke, die der Aufrichtung ihres Werks nöthig sind, nicht verläugnet, sondern vielmehr andeutet, aber sie so in freien zwecklosen Gebilden sich verklären lässt, dass das Ganze den Schein quellender, lebendiger und naturwüchsiger Entwicklung annimmt, so wird jede Schönheit überhaupt nur dann uns empfindbar werden, wenn ausser



dem Einklange ihrer Verhältnisse, obwohl vielleicht nur durch einen leise nebenherschwebenden Gedanken, die Erinnerung an die Gefahr des überwundenen Zwiespaltes der unterworfenen Mittel festgehalten wird.

Unsere Ansicht des Schönen scheint sich mithin auf die Vorausanerkennung eines unbedingten Gegensatzes zwischen Sein und Gedanken zu gründen, der eben um seiner Unmittelbarkeit willen eine besondere Versöhnung nöthig macht. Und in der That sind der Betrachtung des Schönen Ansichten nicht förderlich, die entweder durch Längnung der selbstständigen Wirklichkeit des Stoffes das eine Glied dieses Gegensatzes tilgen, oder die Versöhnung beider vergessend, sie in eine zu weite Entfernung auseinander rücken. Ist die ganze erscheinende Welt selbst nur eine Ausstrahlung des denkenden Geistes, so kann die Schönheit nur noch auf einem andern in dem Gebiete dieser allumfassenden Geistigkeit selbst eingeschlossenen Gegensatze beruhen. Man wird die schaffende Einbildungskraft des einzelnen Geistes in ihrer natürlichen endlichen Bestimmtheit an die Stelle des Seienden und einer allgemeinen geistigen Weltordnung gegenüber setzen und so, indem man in der Uebereinstimmung dieser beiden die Quelle einer schönen Lust findet, im Ganzen zu der Beziehung zurückkehren müssen, die der obigen Auffassung zu Grunde liegt. Allein eine solche Weltordnung, nur von sittlichem Gehalte, und kein ursprünglich unabhängiges Dasein sich gegenüber erblickend, hat die Unbequemlichkeit der zweiten Ansicht. Auch unser Begriff von Gott ist für die Betrachtung der Schönheit insofern nicht weit genug ausgebildet, als sich aus seiner Heiligkeit zwar eine sittliche, aber nicht die natürliche Welt vorausahmen lässt. So überwiegend sind die Eigenschaften des göttlichen Wesens nach dieser einen Seite hin dargestellt worden, dass man jeden Grund vermisst, der von ihm als dem Schöpfer grade zu diesen Gesetzen, grade zu diesen Erscheinungen und Gestalten der Natur überführt, durch deren Schönheit

und ahnungsvolle Fülle wir doch umgekehrt zu seiner Anschauung zurückgeleitet werden.

Dürfen aber nun die Voraussetzungen, die wir dieser Betrachtung des Schönen vorausschickten, für mehr gelten, als für eine zufällige Ansicht, geschickt vielleicht, die Entstehung einer schönen Lust in uns zu beleuchten; dürfen sie eine übergreifende Gültigkeit als Beziehungen des wirklichen Seienden für sich in Anspruch nehmen? Vielleicht nicht, vielleicht auch, dass dies überhaupt ihre Absicht nicht war. Sprechen wir aus, dass ein Urgegensatz zwischen dem Stoffe und dem Gedanken, der sich in ihm verwirklichten soll, stattfindet, so meinen wir nur diejenige Ueberzeugung ausgesprochen zu haben, die menschlichem Erkennen zunächst liegt, und an jenes Gefüge der Welt erinnert zu haben, das allen Blicken umfassender Erfahrung offen vorliegt. Mit überwältigender Deutlichkeit springt dieser Thatbestand im Zusammenhange der Dinge in die Augen, dass nirgends der Gedanke selbstthätig sich verwirklicht, sondern hingegeben ist dem Treiben der Ursachen und dem Glück ihrer angemessenen Vereinigung; dass jene Ursachen ferner nicht aus den höchsten Zwecken selbst ihrem Sein und Wesen nach fließen können, obwohl ihre Verbindungsweise denselben zustreben mag; dass endlich auch die Ursachen nicht mit zweckmässig wirkenden und der Lage der Umstände sich anbequemenden Kräften, sondern allgemeinen Gesetzen gehorsam thätig sind, die keine Theilnahme für die Gestalt des Erfolges zeigen, den man ihnen abgewinnen kann. Auf diese Züge im Zusammenhange der Dinge leitet uns die Erfahrung aller Wissenschaften und des Lebens selbst; aber diese vorhandene Verflechtung anerkennen ist noch ein Anderes, als sie mit den Bedürfnissen einer abgeschlossenen Weltansicht in Verbindung bringen, oder den Wegen nachspüren, auf denen Gedanke und Stoff sich zuerst begegnet haben und in diese unauflösliche Verkettung zusammengegangen sind. Das erste allein ist, was unsre Betrachtungen

erheischen; dies vorausgesetzt, wird uns die Schönheit verständlich sein; das zweite ist eine Aufgabe höherer Art, der Lehre von den göttlichen Dingen vorzubehalten und keiner andern Entscheidung hier bedürftig als der, die eben in der Erscheinung der Schönheit selbst liegt. Unser Erkennen nämlich mag wohl Fragen der Art aufwerfen, ob denn in der That die Zwecke das Vorangehende, der Stoff und seine Beziehungen das Nachfolgende sei, woher und wie der Gedanke zum Stoffe getreten sei, und warum überhaupt dieses menschlichen Zwecken, den ohnmächtigen, zunächst entlehnte Verhältniss des Zusammenhangs auch auf die Gestalt des Weltalls übergetragen sei. Eine Verständigung über die Schöpfung der Welt ist es, die solche Fragen zu lösen hat: in unserm Zusammenhange ist es die Schönheit selbst, die darauf eine Antwort gibt, indem sie den tiefen seligen Werth solcher Verhältnisse hervorhebt, der unmöglich wäre, wo nicht Zwiespalt und in dem Zwiespalte Versöhnung gegeben wäre; der unmöglich sein würde, wo jeder Gedanke, jeder Zweck der Welt widerstandlos sich selbst vollzöge, und so alles, einer allmählig vollziehenden Geschichte ebensowohl als einer zerstreuten mannigfachen Erscheinungswelt ganz unbedürftig, in das selbstgenügsame Kreisen eines von Ewigkeit erfüllten Zweckes und Begriffes übergienge. Die Schönheit ist so ein Vorbote jener geahnten Versöhnung zwischen Beziehungsgliedern, die unserer Erkenntniss feindlich auseinanderstehen, und deren Gegensatz doch nicht aufgegeben werden kann, ohne zugleich die Quelle der Seligkeit zu vernichten, die aus seiner Einigung entspringt.

Dürfen wir nun hier bei der Aufsuchung des Wesens der Schönheit, wie billig auch der Stellung gedenken, in der der geniessende Geist zu ihr steht, so finden wir ja, dass wir nicht eine wohlerkannte Lösung aller Räthsel in ihr noch einmal dargestellt sehn, sondern dass in ihr erst

die Gewissheit einer wirklichen, aber grossentheils noch unbekanntem Lösung uns erquickt.

Dass eine solche höhere und innigere Verschmelzung des Stoffes und des Gedankens in einer gemeinschaftlichen Wurzel stattfindet, dies ist eine der theuersten und unaustilgbarsten Hoffnungen des Geistes und auch sie beruht nicht auf einer Nothwendigkeit, die in dem Gange unserer reinen Erkenntniss gegeben wäre, sondern in jenen werthgebenden Gefühlen, die einer unmittelbaren Offenbarung vergleichbar, auch dann noch eine Meinung verdammten, wenn sie allen Anforderungen des reinen Denkens Genüge geleistet hat. Aber diese Hoffnung ist nicht der deutlichste Theil unserer Erkenntniss, vielmehr, wie viele Bedürfnisse des Geistes, sucht er noch seine Befriedigung, die nicht in einer blossen Versicherung solcher höhern Einheit liegen kann. Jenen deutlichsten Theil bildet vielmehr grade jener Zusammenhang der Weltordnung, den wir dem Schönen zu Grund legen, jene wenn auch nicht unbedingte, wenn auch nur scheinbare Trennung des Seienden von dem Gedanken und die Verwirklichung des Letztern durch die nach allgemeinen Gesetzen zusammenstimmenden Ursachen. Dass nun überall in dem Ganzen der Welt jene Uebereinstimmung der Zwecke mit den Erscheinungen und der Zusammenfassung der Ursachen herrsche, dies allein ist unsere beständige Voraussetzung, allein sie muss vorläufig als eine durch ihre eigne Klarheit, mit der sie aus der Gesamtheit unserer Erfahrungen hervorspringt, glaubhaft gemachte, aber ihrem Zustandekommen nach unerklärte Thatsache betrachtet werden, deren weitere Aufhellung nur einer Verständigung über die göttlichen Dinge vorzubehalten ist. Zu der Anerkennung dieser Thatsache aber hat die Geschichte der Gedanken bis jetzt in verschiedenen Gestalten hingedrängt, und die gesammte Ausbildung der Naturwissenschaften würde sie, ohne fremdartige Einwirkung längst ausser Zweifel gesetzt haben. Aber die Schwierig-

keiten, die sich erhoben, als man solche Ansichten mit jenen Bedürfnissen des Geistes nach umfassender Einheit des Höchsten vereinigen wollte, führten dahin, lieber wegen dieses Bedürfnisses den Thatbestand zu verkennen, als ihn mit demselben zu versöhnen.

Fragen von so weitgreifendem Inhalte können hier nicht ihre Erledigung finden. Sie würden genau genommen, nichts weniger umfassen, als jene Untersuchungen über Ursprung und Sinn des Bösen und Unvollkommenen in der Welt, auf die so viel geistige Kräfte bisher ohne nachhaltige Wirkung verwandt worden sind. Das allgemeine Verhängniss, das jeden werthvollen Zweck der Welt sich nur in endlichen Erscheinungen und in jener Verkettung ursächlichen Geschehens verwirklichen lässt, begründet die Möglichkeit, ja die Unausbleiblichkeit störender Nebenwirkungen und eines theilweisen Misslingens. Haben wir der Schönheit diesen Beruf zuertheilt, Stoff und Gedanken in einer unmittelbaren Versöhnung aufzuweisen, so wird doch auch sie nicht ein allgemeines, sondern ein glückliches Ereigniss in der Welt sein und die Hässlichkeit wird nicht fehlen, die uns zeigt, wie Kräfte, die nur unter einem höhern Gedanken bezwungen, ein Recht zum Dasein hatten, von diesem Zügel befreit sich in selbständigen Wucherungen ihrer Macht ergehen. Allein noch über den Nachweis dieser unausbleiblichen Wirklichkeit des Hässlichen hinaus hat man in neuerer Zeit auch in einem andern Sinne von der Nothwendigkeit der Hässlichkeit gesprochen, als läge es in dem Begriffe der Schönheit, in dieses ihr Gegentheil umzuschlagen. Ich weiss nicht, in wiefern diese Ansichten mit dem eben Erwähnten übereinstimmen, in wie weit sie noch einen andern Gedanken einschliessen mögen. Schwerlich meinen sie jedoch die Nothwendigkeit des Daseins hässlicher Gegenstände zu erweisen, sondern durch einen jener Scheine, die sich so oft zeigen, wenn man Begriffe ablöst von dem, das ihr Träger ist, hat sich die Täuschung einer innern Verwandtschaft

und eines gegenseitigen Zusammengehörens zweier Begriffe gebildet, die nur durch das eigenthümliche Wesen ihrer Träger zu einander in Beziehung stehn. Da wir nicht von einer Geschichte der Begriffe, werde sie selbst, wie sich versteht, in dem widersprechenden Sinne einer zeitlosen Geschichte gewonnen, sprechen können, so müssen wir das geheimnissvolle Licht, das solche Ansichten auf dies Verhältniss fallen lassen, durch eine andere weniger tief eingehende Betrachtung zu ersetzen suchen. Hässlichkeit kann keine Aufgabe des Weltinhaltes sein, eben so wenig jene Selbständigkeit der Mittel den Zwecken gegenüber, aus der sie hervorging. Aber dies Widerspenstige kann eine nothwendige Vorbedingung des Höheren sein. Wir finden die Schönheit in solchen Uebereinstimmungen, die uns als glücklicher Zufall erscheinen. Wäre sie allgemein, so würde sie den Gegensatz gänzlich verdecken, in dessen Versöhnung sie besteht. Allein eine so harmlose, durchaus von keinem Widerspruch wissende Schönheit mag zwar in unbefangener, unschuldiger Anmuth entzücken, aber nur, weil unser Bewusstsein die Erinnerung an überwundene Gefahren und die Bitterkeit des Kampfs mit ihr zusammenhält. Alles Lebendige aber besteht weder in der Unwissenheit des Aeussern, noch in der theilnahmlosen Stumpfheit, die ein todter Stoff, seines ewigen Beharrens in jeder Gestalt immer gewiss, den äussern Einflüssen entgegensetzt, sondern in der thätigen Abwehr und der siegenden Festhaltung seiner Entwicklungen mitten im Kampfe. So soll auch das Schöne die Wunde aufzeigen, die es heilt, und durch Ueberwindung einer innern Anlage zur Hässlichkeit sich selbst den Glanz der Erhabenheit geben, der der unbefangenen kampflosen Schönheit nicht zusteht.

Hierdurch wird die Hässlichkeit nicht zu einem Verneinten, zu einem blossen Mangel herabgedrückt. Im Gegentheile bietet auch nach unserer Ansicht das Hässliche viel leichter als das Schöne sich zu einer solchen inneren

Zusammenfassung seines Wesens dar, durch die es als eine geschlossene, und in sich zusammengehörige Macht und Thätigkeit erscheint.

Denn die Schönheit, nur in dem Sinne eines Schicksals bestehend, das an Verschiedenem in durchaus ungleichartiger Weise sich vollzieht, wird schwer in eine anschauliche Einheit der Vorstellung zusammenschmelzen; die blind wirkenden Kräfte der Natur aber, oder die eigensüchtigen Regungen der Seele, aus deren selbständigem Treiben die Hässlichkeit entspringt, lassen so leicht sich in die Anschauung einer strebenden auf Zerstörung und zerstörende Schöpfungen sinnenden Gesamtmacht vereinigen, dass wir nicht wunderbar finden, wenn die Zeichnung dieses widerspenstigen Reiches oft gelungener sich zeigt als die des Guten, und wenn selbst wissenschaftliche Ansichten mit Vorliebe dem Hässlichen mehr Bedeutung zugestehn, als ihm zukommt. Ist nun die Erhabenheit die Ueberwindung einer innern Gefahr der Hässlichkeit, so wird doch die erhabene Erscheinung nicht selbst, sondern nur der geniessende Geist, der seine Erinnerungen und seine eignen Voraussetzungen mit ihr, der gegebenen, zusammenhält, die Beziehung der Gegensätze und ihre Versöhnung vollziehen. Noch mehr als das Schöne, wird daher das Erhabene nur in dem Geiste als Stimmung auftreten, obwohl nicht überall dies Gefühl der Erhabenheit bloss in dem Rückstoss bestehen wird, den das Bewusstsein sittlicher unbedingter Befreiung von aller Gefahr eines bedrohenden Missverhältnisses hervorbringt.

Auch dies jedoch bedarf, wie aller Inhalt des Schönen, noch einer weitern Betrachtung. Bisher haben wir den Beruf ins Auge gefasst, den die Schönheit als einen der ewigen Gedanken der Weltordnung erfüllen soll. Aber diese Bestimmung ist so in den einfachen Rahmen eines Begriffs gespannt, während ihre Verwirklichung grade in der überquellenden Seligkeit ihren Werth hat, durch die sie mehr ist, als Begriff. Grade weil die Schönheit nicht eine Er-

scheinung, sondern der Sinn eines allgemeinen Ereignisses ist, wird der ganze Reichthum ihrer Tiefe erst dann erschöpft, wenn wir die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Aeusserungsweisen betrachten. So wie jeder äussere Umstand, der eine Seele zur Entwicklung einer Thätigkeit zwingt, diese Seele nicht ändert, aber doch sie durch die Wirklichkeit und die Erinnerung an eine That bereichert, deren Möglichkeit in ihrem Innern lag, so besteht auch das Schöne der Schönheit, wenn wir so sagen dürfen, nicht sowohl in dem einfachen Begriffe ihrer Bestimmung, als in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Bewährung, die der Lauf der Erscheinungen hervorlockt.

#### IV.

Lassen wir nun diesen Beruf der Schönheit gelten, eine Versöhnung zwischen dem eigensinnigen Stoffe und dem herrschenden Gedanken darzustellen, so zeigt sich auch, dass in einer weiten, allmählich aufsteigenden Reihe von Gestalten diese Bestimmung in sehr verschiedner Stärke und Vollendung erfüllt werden mag. Wir meinen wohl gewöhnlich, wenn wir vom Schönen sprechen, es mit durchaus reinlich abgeschnittenen Grenzen als etwas einzig in sich Zusammengehöriges zu bezeichnen; allein bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass es vielmehr den höchsten Gipfel einer Reihe bildet, die sich nach verschiednen Seiten in das angrenzende Gebiet des blos Angenehmen und des Guten verliert. In der That, indem wir, die Schönheit als eine der Aufgaben der wirklichen Welt ansehend, die Gestalten der Wirklichkeit, in denen sie sich zeigen kann, überblicken, finden wir bereits vor aller Zusammensetzung der Eindrücke die einfachen sinnlichen Empfindungen der Farben und der Klänge auf diesem zweifelhaften Gebiete. Dass beide selbst den Bedingungen des leiblichen Lebens bald günstig



sich anschmiegen, bald entgegenstehn, ist gewiss; dennoch mag der Eindruck, den eine reine, lichtvolle, gesättigte Farbe ohne bestimmten räumlichen Umriss auf uns hervorbringt, mit Recht für mehr gelten, als ein bloss Angenehmes. Indessen scheint in diesen Fällen allen die Wirkung, die vielleicht die reine Bläue des Himmels auf unser Gemüth macht, weniger in dem zu liegen, was der Gegenstand ist, als in dem, woran er erinnert; ja selbst in den Gesängen der Vögel wird uns mehr der Ausdruck strebender Lebendigkeit gewinnen, als die eigne Schönheit der grossentheils so reizlosen Klänge selbst. Gewiss liegt nun schon in dieser Pracht der Sinnlichkeit die erste Ueberwindung des todten Stoffes durch das Reich des Gedankens im weitesten Sinne, allein diese Empfindungen, nur das einfachste Mittel darbietend, durch welches jener Stoff dem geistigen Leben unterworfen werden mag, bleiben zu sehr mit ihm selbst verschmolzen, als dass sie, die zu versöhnenden Gegensätze deutlich zeigend, das Gefühl unzweifelhafter Schönheit erwecken könnten.

Dreierlei aber giebt es in aller Wirklichkeit, worauf unsere Betrachtung achten muss. Zuerst jene allgemeinen Anschauungen des Raumes, der Zeit und der Bewegung, in die alles wahrnehmbare Geschehn der Erscheinungen eingeschlossen ist. Sie stehn als ein verfeinerter Stoff den wahrhaft werthvollen Gedanken der Welt gegenüber, und so weit sie durch die Verbindungsweise ihrer Theile die Beziehungen jener Gedanken abzubilden wissen, werden sie auch der Schönheit und zwar jener freien Schönheit fähig sein, die ohne einem bestimmten Zwecke genügen zu müssen, sich des wechselreichen Spieles ihrer Angemessenheit zum Ausdruck jedes höheren Gedankens freut. Aber die Natur hat nicht nur diesen allen Erscheinungen gemeinsamen Boden; sie lässt auf ihm vielmehr die bestimmten, durch innere Verwandtschaften geheimnissvoll bezogenen Gestalten der einzelnen Gattungen auftreten; und so wer-

den ihre Erzeugnisse zugleich jener freien Schönheit huldigen, die in allseitigen Andeutungen spielt, zugleich aber der Stelle angemessen sein müssen, die ihr wesentlicher Begriff in der Entwicklungsreihe alles Seienden einnimmt. So bildet sich die anhängende Schönheit, um einen einfachen Ausdruck Kants zu benutzen. Aber ebenso wenig wird endlich die Welt aus der geschichtslosen Anhäufung dieser Gattungen bestehen, sondern der eigentliche Kern ihres Werthes wird sich in der Gesamtheit der Ereignisse finden, die zwischen ihnen unerschöpflich geschehen; und an ihnen wird die Schönheit eine dritte Veranlassung zur Entfaltung haben. In diesen verschiedenen Trägern der Schönheit lassen sich leicht auch die Beziehungen, die sie zu einzelnen Arten derselben, ja selbst zu verschiedenen Arten der Kunstschöpfung haben, voraus erblicken.

In der freien Schönheit, zu denen er freilich auch die Gestalten der Blumen rechnete, sah Kant die eigentliche, von keinem Einflusse der verständigen Urtheilskraft getrübe Schönheit. Wir haben oben ihren Begriff enger beschränkt, und zählen zu ihr nur räumliche Gestalten und zeitliche Verbindungsweisen, die noch durch keinen Begriff einer Gattung zu einem bestimmten Gliede der beabsichtigten Entwicklungsreihe des Seienden zusammengefasst, nur die unendliche Fähigkeit jener Anschauungen, dem Ausdruck der höchsten Gedanken zu dienen, darstellen. Sehen wir zu irgend einer weitgreifenden Unternehmung der Menschen noch gestaltlose Mittel zusammengebracht, noch in keine Ordnung verbunden, die uns den nächsten wirklichen Gebrauch veranschaulichte, so erfreut sich doch unsere Einbildungskraft vorgreifend an dem fliegenden Ueberblick möglicher Ergebnisse, die diese Mittel ahnen lassen, und ohne noch Ziel und Zweck deutlich zu sehen, fühlen wir uns doch in einer Welt, in der überhaupt Mittel einem Zwecke sich ahnungsvoll zudrängen. So wie vor dem Beginnen eines Lieds einzelne versuchende Griffe uns zuerst von der Gegenwart

eines Reiches der Klänge überzeugen, die geordnet schlummernd einer Unermesslichkeit reichen Ausdrucks entgegenharren, so wird auch die freie Schönheit in den Spielen räumlicher Gestalt und zeitlicher Verknüpfungen uns durch diese allgemeine Versicherung von der Versöhnung zwischen Grundlagen und Zwecken erquicken.

An räumlichen Zeichnungen mag uns deshalb zwar auch dies ergreifen, dass sie in ihrer eigenthümlichen Gestalt als bildliche Darstellungen von Beziehungen sich zeigen, ohne die auch ein höherer Gedanke keine Erscheinung gewinnen könnte, und sie werden dadurch hauptsächlich sich zu einfachen Bildern des Unsinnlichen verwenden lassen; allein diese Bedeutung beruht zu sehr auf den Erinnerungen und dem zufälligen Gedankengange des Gemüths, als dass sie näher mit der gezeichneten Gestalt selbst zusammenfielen. Im Ganzen wird daher die freie Schönheit nicht die Herrschaft eines bestimmten Gesetzes über den Stoff darstellen, sondern vielmehr durch Ebenmass überhaupt nur die Herrschaft des Gesetzes im Allgemeinen.

Der Eindruck, den alles Ebenmässig-begrenzte im Gegensatz hässlicher Verwirrung der Umrisse macht, bedeutet uns überhaupt nur die Thatsache, dass der unentschiedne, nirgend von selbst sich abschliessende Stoff durch die höhere Gewalt des Gedankens in zusammenhaltende, scharfkantige Begrenzungen gegossen ist, und nur so weit, als das Regelmässige nicht bloss im Begriff zu erfassen ist, sondern sich auch dem Anblick als entsprechendes Ebenmässiges zeigt, wird es überhaupt die Lust des Schönen erwecken. Dann aber um so mehr, je vielfacher die Theile sind, über die sich beherrschend dieselbe Gestalt ebenmässiger Verbindung erstreckt, und so wie die Schönheit eines einfachen scharfgezeichneten Vielecks durch die einer Gruppe sich verschlingender Vielecke überboten wird, so steigert und befestigt auch die Baukunst und die Kunst der Klänge den

einmal gewonnenen Eindruck durch die immer reicher, immer tiefer in sich gegliederte, in sich selbst unendlich theilbare Wiederholung desselben Satzes oder des Schmuckwerks, das zuerst einzelne Theile des Gebäudes verziert, dann zur belebenden Seele des Ganzen wird. Indess wie alle Schönheit einen überwundenen innern Gegensatz verlangt, so wird auch jedes ungestörte einfache Ebenmass zu sehr die unbedingte Herrschaft allgemeiner Gesetze, nicht jene zuvorkommende Einfügung eines selbständigen Stoffes verrathen. Ohne daher in die Verwirrung der Gesetzlosigkeit zurückzufallen, zeigen doch die lebenden Gestalten nicht mehr jenes Ebenmass des Gesetzes, sondern das des Sinnes. Verschiedenwerthig werden die äussern Umrisse, und anstatt gleichlaufender Begrenzungen treten jene entgegengesetzten von rechts und links zusammenstrebenden oder auseinanderweichenden Beugungen ein, die mit aller Gleichheit der Gestalt doch den entschiedensten Gegensatz der Richtungen verbinden. Auch nicht nach allen Seiten hin beherrscht dasselbe Gesetz die Ausdehnung, sondern verschiedene Regeln, von dem hineinspielenden Sinne der Erscheinung abhängig, haben sich vereinigt, um in scheinbarer Unregelmässigkeit dennoch ein leicht wieder hervortretendes, doch nicht allseitiges Ebenmass zu begründen. So zeigt sich die freie Schönheit lebendiger Wesen; auch die Kunst hat ihr nachgeahmt; und wenn sie in früheren Zeiten einfach gleichlaufende Begrenzungen ihren Gebäuden gab, so hat sie später in Grundriss, Seitenansicht und Höhe dieses Ebenmass zerstört, um es aus einer Anordnung wieder zu gewinnen, welche die einzelnen Theile des Gebäudes aus einer gemeinsamen Mitte nach aussen streben liess, jeden in Richtung und Grösse seinem eignen Sinne gemäss, die hohen Bedachungen über der lebendigen Mitte, dem Herzen des Gebäudes, die Thürme, nach oben aufrichtend, ausser der Mitte, wie das Haupt des lebendigen Leibes,

nicht für das Leben des Ganzen, sondern für eine hinausdeutende Beziehung auf ein jenseitiges Ziel bestimmt.

Für die Deutung dieses, so wie alles andern Ebenmasses sind die Erscheinungen zeitlicher Bewegung nothwendig, und in ihnen hat Natur und Kunst eines der höchsten Mittel, freie Schönheit zu entfalten. Wie die Erfüllung jedes Zweckes, wie jedes Geschehen nur möglich ist durch den ewigen leisen Fluss der Zeit, indem jeder verschwindende Augenblick der Gegenwart einen Theil der unendlichen Zukunft verwirklicht und dem Reiche der Vergangenheit zuweist, so liegt in allem Entstehen und Vergehen überhaupt diese allseitige Hindeutung auf den Gang der Welt und aller Seligkeit und Schmerzen, die er in sich schliesst. Räumliche Bahnen mit dem zeitlichen Wechsel verbindend lässt die Natur die himmlischen Körper allen Zauber eines aufwachenden und allmählich schwindenden Glanzes, eines ewigen Suchens und Findens über die irdische Welt ausstrahlen, und hüllt diese in die Pracht ineinanderklingender Farben, oder lässt in grösseren Zwischenräumen, nur der Erinnerung bemerkbar, mit ihren Jahreszeiten auch das Blühen und Keimen der Gewächse kommen und gehen. Und hierin hat die Kunst nicht durch die Unmöglichkeit der Sache, sondern durch ihre Unausführbarkeit gezwungen, ihr nicht folgen können. Kaum dass der Tanz einen schwachen Versuch enthält, die ahnungsvollen Reize der verschlungenen Bewegungen darzustellen; mit Farben aber bedeutungsvoll zu spielen, wie mit den Klängen, müsste doch selbst unserer Kunst möglich sein, wenn sie im Feuerwerk nicht Farben, haftend an einem gleichgiltigen Stoff und ebenso fremder räumlicher Form, sondern farbige Lichter, gestaltlos aus dem Dunkel anschwellend und wieder verklingend, in allen jenen Verhältnissen sich suchenden Eniklangs darstellte, die Farben wie Tönen zukommen, und wenn sie dies Spiel, was der Musik unmöglich ist, durch eben so sinnige räumliche Bahnen des Kommens und Gehens ver-

stärkte. Töne sind der Natur keine Mittel zur Entfaltung freier Schönheit; aber in ihrer reichen Gesamterscheinung langen die Stimmen des säuselnden Laubes zur Erweckung der Gefühle hin. Dagegen bemächtigt sich der Töne die Kunst, und in ihren Verwandtschaften, ihrem Aufsteigen und Niedersinken und allen jenen eilenden oder zögernden Uebergängen und zauberischen Aehnlichkeiten wiederholt auftauchender Verknüpfungen weiss die Musik die freie Schönheit des geistigen Lebens zur Erscheinung zu bringen. Manches werthvolle Ereigniss des innern Lebens wird gewiss nur begriffen werden können, wo der Mensch nicht seiner selbst allein, sondern auch seiner bestimmten Stellung zu allem Aeussern mitgedenkt. Allein eben so sehr, wie die scharfe Zeichnung unserer eignen Gattung und die bestimmten Umrisse unserer Lebensverhältnisse uns eigenthümliche Genüsse schaffen, ebenso hindern sie uns, mitzugenüssen, was in fremdartigen Kreisen des Lebens sich gestalten mag. Wir wissen nicht wie Fischen ist so wohligh auf dem Grund, und die eigene Färbung, die andern Geschöpfen in ihrer bestimmten leiblichen Einrichtung den Gesichtskreis ihres Dichtens und Trachtens umzieht, ist uns undurchdringlich. Diesen Bann weiss die Musik zu lösen. Unfähig, wie sie ist, durch ihre allgemeinen Mittel ein bestimmtes Ereigniss in bestimmter Umgebung zu malen, befreit sie uns anderseits von der Beschränktheit des Lebens, das durch Gattungsbe- griffe unwiderruflich begrenzt ist, und in freier Schönheit lehrt sie uns die Seligkeit und den Schmerz kennen, wie beide als ein allgemeiner dahinschmelzender Geist alle Gebiete des Daseins durchwehn, und statt uns an die scharf- kantig begrenzte Welt des Menschen zu binden, führt sie uns vielmehr unendlich wechselnd in das Leben alles Lebendigen, ja selbst in die dumpfen Bebungen des Bewusst- losen mitfühlend ein. Die Natur schafft jedoch nicht nur diese freien, sondern in dem Gebiete des Lebens auch an- hängende Schönheiten, wenn gleich das Urbild der letztern

nicht überall selbstständig durch einen Begriff der Erkenntniss zu fassen ist. Nicht dies allein war ihre Aufgabe, dass Leben, diese thatsächliche Versöhnung des herrschenden Gedankens mit dem widerstehenden Stoffe, in irgend einem Winkel der Welt neben andern Erscheinungen nur auch verwirklicht werde: sondern welche Kreise äusserer Umstände auch dasein mögen, ihnen allen soll diese Lebendigkeit abgewonnen werden. Und so bildet sich eine unendliche Mannigfaltigkeit der lebenden Geschöpfe, damit nirgend eine Lage sei, deren Inhalt nicht durch irgend eine Weise des Lebens genossen werde. Aber nicht alle äussern Verhältnisse werden seiner Ausbildung gleich günstig sein, und die Mannigfaltigkeit der Geschöpfe wird in einer Reihe allmählich erst durch viele Stufen der vollen Lebendigkeit sich nähern. Ja selbst einzelne Gattungen der Gewächse und Thiere wird es geben, in denen der Gedanke des Lebens, zwischen zwei entschiedenen Gestalten schwankend, sich noch nicht der Ungunst des Stoffes vollkommen entzogen hat, sondern eine Hässlichkeit hervorbringt, die zwar immerhin ihre Bedeutung in der Verkettung der ganzen Reihe hat, aber nicht deswegen abgeläugnet werden sollte, damit man alles für schön erklären könne, was den Anforderungen seiner Gattung vollkommen entspricht. Wohl kann alles nur in seiner Art schön sein, aber nicht deswegen ist es schön, weil es diese Bestimmung seiner Art erfüllt. Der Werth der Gattungen hängt selbst von der Kraft ab, mit der sie die höheren allein werthvollen Gedanken des Lebens in der äussern Erscheinung zu verwirklichen verstehen. Weit entfernt daher, dass Naturtreue und Richtigkeit der Gestalten die einzige Aufgabe künstlerischer Nachbildung sein könnte, hat vielmehr die Kunst die Pflicht, über die unbedingte Schönheit der Naturgeschöpfe selbst bei der Wahl ihrer Gegenstände zu richten, und so wenig sie leibliche Verrichtungen, deren die Natur sich bei der Verwirklichung ihrer Gebilde nicht entschlagen kann, nachahmt, so wenig darf

überhaupt die Wirklichkeit mancher Gattungsformen sie verblenden, die dem Fortschritt der Naturentwicklung wesentlich, aber dennoch nicht schön sind. Ebenso sehr aber wird es der Kunst freistehn, Gegenden zu betreten, die der Natur um der Beständigkeit ihrer verwirklichenden Ursachen willen unzugänglich sind. So wenig es für eine unberechtigte Ausschreitung gilt, von dem Gegebenen erkennend überzugehen zu dem Uebersinnlichen, der Richtung nachfolgend, in der das Sinnliche über sich hinausdeutet, so kann auch die Betrachtung der wirklichen Naturgestalten eine Richtung entdecken, nach welcher hin alle ihre einzelnen Verhältnisse streben, ohne doch das höchste Ziel einer solchen Reihe zu erreichen. Warum sollte die Kunst, die, nichts wirklich belebtes schaffend, über viele Hindernisse des Naturganges hinwegschweben kann, dieses nirgends gefundene Urbild nicht in ihrer Weise zu verwirklichen suchen? Ja selbst zusammensetzen wird sie, was nie die Natur vereinigt, und in jenen der alten Kunst so oft vorschwebenden Gestalten der Hermaphroditen, in den mährchenhaften Thieren, ja selbst in den geflügelten Engeln wird sie Wesen schaffen, die der Natur völlig fremd und unmöglich sind; und doch wird in jeder gelungenen Darstellung sich sogleich eine gewisse Naturnothwendigkeit der Bildung aufdrängen, die keine andere Art der Verschmelzung der Gliedmassen, keinen andern Ansatzort der Flügel gestattet, als wie beide der Künstler gewählt hat.

Indessen die blosse allgemeine Gestalt der Gattung will weder die Natur noch die Kunst; sie wollen Einzelnes, lebendig Wirkliches bilden. Und hier ist wie die Natur, indem sie ihren Gattungsbegriff den wirkenden Kräften zur Darstellung überlässt, so auch die Kunst, indem sie das Eigenthümliche der lebendigen Einzelheit nachahmt, in Gefahr, Hässliches statt des Schönen zu bilden. Die Bestimmung alles Lebendigen ist nicht allein diese, den gemeinschaftlichen allgemeinen Begriff seiner Gattung auf das



Vollkommenste zur Erscheinung zu bringen, sondern überall bildet die Leiblichkeit nur die nothwendige Grundlage, die die von der Seele vorausgesetzt, benutzt und in sich aufgenommen wird. Daher wird keine bildende Kunst den Menschen im Allgemeinen darzustellen streben; sie würde damit nicht ein Urbild liefern in dem Sinne, dass dies das letzte zu erreichende Glied in der Reihe menschlicher Entwicklungen wäre, sondern nur in dem, dass es die erste unerlässliche Bedingung wäre, ohne welche alles Höhere unerreichbar bliebe. Eben so würde sie irren, wenn sie einen Zug dieser höheren geistigen Bestimmung einseitig hervortreten und das gesammte Bild der Gestalt nur von ihm durchdrungen sein liesse. Frömmigkeit, Treue, Gerechtigkeit und Standhaftigkeit finden sich nicht wie verschiedene Thierarten neben einander in verschiedenen Gattungen der Geschöpfe verwirklicht, sondern sind gemeinsame Aufgaben eines einzigen Geschlechts, das schon früher mit mannigfaltigen natürlichen Richtungen der Gefühle und Neigungen ausgestattet ist, ehe es jene Gipfel der Bildung zur vorherrschenden Beleuchtung seines Gemüths macht. Daher sind alle jene Bildsäulen oder Gemälde, die auf den nackten Umriss menschlicher Gestalt sogleich jenen höchsten Schimmer einer vollendeten Tugend übertragen, immer nur Werke der von fremdartigen Bedürfnissen des Gemüths aufgefoderten Kunst. Sich selbst überlassen wird die wahre Kunst zwar auch nach einem Urbild der Menschheit in einer dieser bestimmten Richtungen streben, aber sie wird es so mit natürlichen, angebornen Zügen ausstatten, dass wenigstens eine Erinnerung an die Richtung, in der der Geist sich seiner nie fehlenden Naturbestimmtheit entrang, um dem Höchsten seiner Bestimmung allein zu dienen, die vollendete Gestalt noch umschwebt und so das ursprünglich Natürliche, das wirklich Lebendige zum Urbild verklärt wird, dieses aber aus jenem die Lebenskräfte zieht, mit denen es sich an die wirkliche Welt anschliesst. Diese Auf-

gabe haben die grossen Maler überall zu lösen gestrebt, und selten zeigt die Mutter Gottes in ihren Bildern dem Betrachtenden ein Antlitz, das nie und nirgend entstanden, von allem Anfang an eine naturnothwendige Heiligkeit besessen hätte, sondern die Züge, unwillkürlich an einen Stamm, eine Familie erinnernd, deuten auf die Natürlichkeit zurück, die zu vollkommener Verklärung gelangt ist. Diese Forderung, die an die Bildhauerei streng zu richten ist, deren schwere Stoffe, und deren Unfähigkeit, durch Hinzufügung einer erläuternden Umgebung die einzelne Gestalt zu heben, sie von jeder Darstellung allzu leichter und einfacher Gegenstände abhalten muss, darf auch an die Malerei gerichtet werden. Nicht die erste beste scharf gezeichnete Natürlichkeit, nicht die Darstellung überhaupt eines gesunkenen Lebens kann ihre Aufgabe sein, obgleich alles Hässliche und Verzerrete einer selbstgefälligen Kunstfertigkeit leichteren Spielraum zur Spiegelung ihrer Geschicklichkeit gibt; überall vielmehr wird der Keim des Besseren und die Trefflichkeit gleichmässiger innerer Ausbildung in diese verkümmerten Gestalten hinein zu verfolgen sein, und die Hebung des Gewöhnlichen wenigstens so weit, dass die Möglichkeit schöner Entwicklung hervorbricht, muss das Ziel auch dieser Kunst bilden. Da indess überhaupt Ueberwindung des Stoffes durch den Gedanken die Schönheit begründet, so ist es nicht ganz zu verdammen, wenn Künstler besonders in der Malerei oft eben so grossen Werth auf die Eigenthümlichkeiten der Pinselführung und Farbengebung legen, als auf die Schönheit der Erfindung. In der Malerei mehr als in andern Künsten gibt es eine Mannigfaltigkeit der Wege, den gestaltlosen Stoff zur Endwirkung zu verbinden: und so mag die Grossartigkeit des Handhabens der Mittel, selbst eine schöne Entwicklung des schaffenden Gemüths, auch einen Theil der Bewunderung neben der Schönheit des Bildes selbst für sich gewinnen.

Jedes wahrhaft schöne Werk der bildenden Kunst, wie

jede schöne Gestalt der Natur weist uns aber hinaus auf die Gesammtheit der Welt, in der die Beziehungspunkte liegen für alle jene geistigen Kräfte, die der Gestalt inwohnen, so wie die Auflösungen der Missklänge, die sie in sich fühlt. Das wahre und höchste Feld der Schönheit ist die Welt der Ereignisse, nicht die der Gestalten. Beobachtungen der Natur im Kleinen lassen theils die ahnungsvollen Reize freier Schönheit, theils die in sich beruhigte Vollkommenheit einzelner Gestalten erscheinen; ihre Betrachtung im Grossen führt überall zunächst zu dem Gefühle der Erhabenheit, das sich immer an die Einfachheit der Gesetze und Mittel knüpft, durch welche grosse Missklänge ausgeglichen, oder eine unabsehbare Verwirrung der Mannigfaltigkeit in ihrem scheinbaren Auseinanderweichen dennoch zusammengeleitet wird. So haftet dieses Gefühl schon an dem Anblick des Einförmigen und Grossen, hier fast immer durch die Ahnung begründet, dass eine mannigfaltige Welt ihren Untergang in diese Ruhe gefunden habe; so knüpft es sich noch mehr an die fortschreitende Erkenntniss der Gewalt, mit welcher im Haushalt der Natur die verschiedenartigsten Kämpfe widerstreitender Ereignisse zu einem einfachen und bedeutungsvollen Ergebnisse zusammengezogen werden. Und wo diese Einheit nicht zur Erscheinung wird, begleitet dieselbe Erhabenheit die Voraussetzungen der Wissenschaft, die die unendliche Mannigfaltigkeit überall quellenden Lebens auf einen Grundstoff, ein ursprünglich Seiendes, einen einzigen Alles durchströmenden Gedanken zurückführt. Allein grade diese vollkommne Alles umfassende Erhabenheit hat die gefährliche Spitze, in ein höchstes Hässliches überzugehen. Eine Zeitlang wohl wird sich mit jedem Fortschritt der Erkenntniss, der scheinbaren Zwiespalt durch ein höheres Gesetz bändigt, ein Gefühl der Befriedigung verbinden; verfolgen wir aber diese Bahn, sehen wir, wie selbst unsere eigenen Schicksale, die Bestrebungen, in denen wir frei zu sein glauben, wie alle Verhältnisse unsers Geschlechts,

innerhalb deren für uns ein unerschöpfliches Spiel ahnender Sehnsucht und Wonne aufging, wie Alles dies durch eine verborgene Macht ebenfalls an unabänderliche, gleichgiltig waltende Gesetze geknüpft ist, dann beginnt allmählich die Stille der Erhabenheit uns zu still zu werden, und aus den schönen Zügen, die die mit sich einige Natur uns zukehrt, tritt durch einen plötzlichen Wechsel der Beleuchtung das starre Gerippe der Nothwendigkeit hervor, auf das sie sich stützen. Erfahrungen dieser Art hat wohl Jeder gemacht; es bedarf bei dem allen immer einer besondern Stimmung des Gemüths, um sich auf dem Gipfel der Erhabenheit festzuhalten und nicht in den Abgrund des Grauens zu fallen, der daneben gähnt. Die Naturwissenschaften führen auf jenen, so wie an diesen, und selbst jene Weltansichten, die in der Begeisterung für den unbedingten Urgrund der Welt schwelgen, erscheinen oft plötzlich dem Gemüthe als eine trostlose Oede, in der mit einer unerschöpflichen Triebkraft, wie die wuchernden Gewächse in Sümpfen, oder das wilde Fleisch in Geschwüren sich eine unendliche Mannigfaltigkeit zwar entwickelt, aber in gährender Rastlosigkeit nur von unten getrieben, ohne von aussen oder oben durch ein Ziel gehoben und erlöst zu werden, dem diese bange Unruhe zustrebte. Die Gründe so seltsamer Gemüthsbewegungen sind nicht schwer zu finden. Es ist einestheils die Bangigkeit, die das Bewusstsein erzeugt, das Letzte gefunden zu haben, was hinter allen Erscheinungen ruht, und wonach die Sehnsucht lange, ihres eignen, jetzt ersterbenden Strebens froh, gerungen hat. Ist nun das endlich Bekanntgewordne nicht von so hohem Werthe, dass auch ohne die Aufstachelung eines noch unvollendeten Strebens die Seele ihm ewige Theilnahme widmen kann, was bliebe ihr übrig, als mit ihrem Streben auch selbst zu vergehn? Sie fühlt diese Nothwendigkeit ihres eignen Unterganges, wo sie in der Betrachtung der Welt nichts als jene Erhabenheit ewiger und unerschütterlicher Gesetze im Strudel verworrener Er-

scheinungen findet. Sie findet, dass, wo nicht mehr in der Welt wäre, dieser Anblick die Mühe des Suchens täuscht, die einer ganz andern Befriedigung für tiefere Bedürfnisse nachging. Zu der Welt der Bewegungen und der Ereignisse muss eine Welt der Schmerzen und der Wonne kommen; und nie wird jener Uebergang vom Erhabenen zum Grauenhaften vermieden werden, wo jene einfache Welt des Begriffs und des Daseins als das letzte Wirkliche dasteht, das nicht noch ausser sich selbst ein Ziel hat, dem es mit aller seiner Erhabenheit dienen muss. Denn davor ergreift uns ein gerechtes Grauen, dass irgend ein Seiendes, irgend ein Gesetz, irgend ein kalter Gedanke allein das Letzte und Erste sei, das in aller Welt zu Grunde liegt und sich verwirklicht; viel lieber geben wir dem Dasein, allen letzten Abschluss fürchtend, ein fremdartiges Ziel noch ausser ihm, damit es nach dem Masse seines Strebens, jenem Ziele sich zu nähern, einen Werth erhalte, der in ihm selbst nicht gefunden wird.

Schon früher haben wir zugegeben, dass alles Schöne sich auf die Fähigkeit des Geistes, Lust oder Unlust zu empfinden beziehe. Aber damals hätten wir uns an dem Schönen und allen werthvollen Gedanken der Welt zu versündigen geglaubt, wenn wir diesen Erfolg für den Zweck der Schönheit angesehen, und ihren Beruf nur in die Befriedigung unserer eignen Sehnsucht gesetzt hätten. Vielleicht haben wir hiermit zu viel gethan und die Berechtigung der Gefühle verkannt. Lassen wir ein Weltall in höchst wechselnden, mannigfaltigen Erscheinungen jenen erhabenen unerschütterlichen Gang befolgen, der geregelt durch allgemeine ewige Gesetze in der Gestalt seiner Ergebnisse einem einzigen Gedanken wankellos entspricht, doch nehmen wir zugleich an, dass wohl ein Geist die Mannigfaltigkeit dieser Beziehungen denkend zu der Einheit eines Bildes zusammenfasse, aber dass kein Herz in der Welt sei, für welches das All lebendig sich bewege, wie

sollte in dieser Welt der Wahrheit noch die Schönheit einen Platz finden? Gedanke und Sein würde so zusammenfallen, dass zwar ein müssiger Verstand vielleicht die Möglichkeit des Andersseins ahnte, ohne diese Verschiedenheit bis zu einem Gegensatze steigern zu können, dessen Begriff nicht bloss die erkannte Weite, sondern die gefühlte Bitterkeit des Unterschiedes einschliesst. So wie die seiende Welt den Geist voraussetzt, dessen selbstbewusstes Weben und Leben die zerstreuten Beziehungen in eine stetige helle Anschauung zusammenfasst und dadurch erst ihnen Wirklichkeit gibt, so setzt die Schönheit auch überall den fühlenden Geist voraus, nicht um von ihm als schon vorhanden, nach-erkannt zu werden, sondern um in seiner Berührung zu entstehn. Ist die Schönheit überhaupt die Versöhnung des Gedankens mit dem Seienden, so ist die wahrhafte höchste Schönheit die Versöhnung des Seienden mit dem lebendigen, freien Gedanken des fühlenden Geistes. Dieses Gemüth aber, an das alles Schöne sich wendet, ist nicht das natürliche mit seinen ihm fremdher angebornen Neigungen und Leidenschaften, noch auch das allgemeine mit seinen beständigen Gattungsmerkmalen, sondern jenes wirkliche, das wohl die eigenthümliche Kraft leidenschaftlicher Strebungen in sich empfindet, aber auch den höchsten werthvollen Inhalt als in seiner besondern Thätigkeit gegenwärtig, von ihm sich durchdrungen fühlt. Und so indem das Gemüth sich selbst als einen Theil der werthvollen Welt weiss, kann es verlangen, dass das Dasein seinen Wünschen sich beuge, und dass sich als letztes Ziel und als Kern aller Erhabenheit im Ablaufe der Dinge nicht der Begriff irgend einer Zusammenstimmung und Ausgleichung, sondern die inhaltvolle Seligkeit zeige, die aus dem Einklang der nothwendigen Weltordnung mit ewig berechtigten Wünschen und Strebungen des Gemüthes hervorgeht. Nicht also, wie jene Erhabenheit, betrachten wir irgend etwas als letzten Inhalt der Welt, dem nicht von selbst ein Werth zukäme, der jede

weitere Nachforschung nach einem höheren Ziele ausschliesst. Und diesen Inhalt meinen wir nicht in irgend einem Gedanken zu finden, der träumend sich nur in der seienden Welt entwickelte, sondern in dem Glücke besteht er, das der Versöhnung dieses Seienden selbst mit dem lebendigen Herzen entspringt. An mancher Nebenfrage wollen wir hier vorübergehen, hoffend, dass kein Gemüth dieses Glück mit dem vergänglichen Reize des Angenehmen verwechselt, und überzeugt, dass nur deshalb manches Herz über die Seligkeit selbst zu einem noch Höheren gelangen möchte, weil es im Genusse selbst durch die leise Erinnerung der Unreinheit seines Glücks überrascht wird, oder weil es vergisst, dass neben der Betrachtung der Schönheit noch andere Bahnen des Gedankens laufen, denen dasselbe Ziel vielleicht ernster, doch nicht minder werthvoll erscheint. Die wahre höchste Versöhnung des Daseins mit dem Gedanken wird nicht in der äussern Natur, sondern im Geiste vollzogen, und er feiert sie, geniessend sowohl die Schönheit, als sie schaffend. Für beides hat man oft eine eigenthümliche Fähigkeit des Geistes verlangt und geheimnissvoll angedeutet. Dieses Geheimniss scheint offenbar zu sein und beruht in jener engen Verschmelzung werthbestimmender Gefühle mit Begriffen der Erkenntniss, die uns oft selbst überrascht, wo wir im reinen Denken zu sein glauben, und die in der schönen Einbildungskraft gewohnte Wirkungen nur stärker entfaltet. Entgegengesetzte Bewegungen im Raume werden ausgeglichen, nicht versöhnt; und doch trägt schon hier die Anschauung in den Begriff des Gegensatzes die Nebenbestimmung einer nur fühlbaren Feindseligkeit hinein. Allerdings nun unterscheidet sich die Thätigkeit jener schönen Einbildungskraft von dem Thun der gemeinen, die im Dienste des Verstandes und sinnlicher Anschauung denselben Namen trägt. Wenn die letztere das Weltall denkt, da verbindet sie Mannigfaltiges unter Gesetzen zu einer Einheit eines Gesamtbildes; wo die erstere aber so anschauliche

Gestalten schafft, da empfindet sie zugleich den Schmerz oder die Lust des Schaffens, wiederholt im Bilden selbst die strebende Kraft der Mächte, die in Wirklichkeit thätig sind, und wo sie wie jene, das Einzelne auf einander bezieht, fühlt sie den Druck und die Last mit, die jede Beziehung auf diese Einzelnen wirft, die Spannung der Einheit, die Lust unerschöpflicher Ausbreitung, die Bitterkeit der Gegensätze, die Seligkeit ihrer Ueberwindung. Und so bildet sich im Geiste eine zurückgespiegelte urbildliche Welt aus, in welcher das Gemüth alle ewigen und unverlierbaren Bedürfnisse mit dem erkennbaren Gange der erhabenen Nothwendigkeit ausgeglichen hat; und diese Weltansicht ist nicht nur die Beleuchtung, die jeden Genuss einer gegebenen Schönheit vermittelt, sondern auch der lebendige Quell, aus dem alle unsterblichen Gebilde schaffender Kunst hervorgehn.

## V.

Spricht man von der Schönheit im Allgemeinen, so scheint es zuerst schwierig, dem Gedanken eines Urbilds aller Schönheit, das wir in einzelnen Erscheinungen hindurchleuchten sehen, einen bestimmten Inhalt anzuweisen. Denn die schönen Gestalten, ja selbst die Stoffe, in denen sie ausgebildet sind, so wie die Ereignisse, sind so unvergleichbar verschieden, dass das in ihnen lebende Urbild wenigstens nicht selbst eine eigenthümliche Gestalt unter einer Erscheinung verhüllen und zugleich offenbaren kann. Die letzten Betrachtungen werden diese Schwierigkeit gemindert haben. Die Schönheit an sich ist weder ein eigenthümlich Seiendes, das als verhüllter Kern aus der Schale der scheinbaren Dinge abgelöst werden könnte, noch eine Eigenschaft, die dem Verschiedenartigsten mit immer gleicher Anknüpfbarkeit sich darböte, sondern sie ist der



Sinn des ganzen Weltalls mit aller seiner Seligkeit, zur Erscheinung plötzlich kommend an irgend einem Einzelnen, das durch sprechende Züge sich entschieden in den Zusammenhang dieser Welt einreihet und allseitig durch leise aber der Ahnung wenigstens erkennbare Beziehungen die Gesamtheit der Fülle und des Reichthums anklingt, dessen einer Theil es selbst ist. Und eben so wesentlich, als der Schönheit dieser das Ganze umfassende Werth ist, ist ihr auch dieses Eingehn in das Einzelne, das der grösste am schwersten zu überwindende Feind des Gedankens ist; ja wir können sagen, dass zwar ein Reich der Wahrheit und der ewigen Gesetze auch an sich gedacht werden möge, ohne in eine unermessliche Einzelheit der Erscheinung einzugehn; dass aber das Schöne an sich selbst nicht ein Schönes, sondern nur ein Wahres sein würde, wenn nicht sein Inhalt, sein Beruf sich in die Zersplitterung endlicher Ereignisse und Gestalten dahingäbe, um hier, wo allein ein wahrhafter Zwiespalt wahrhafte Versöhnung erheischt, eine überall quellende Beseligung des vollendeten Sieges zu erwerben.

Dass der wahrhafte Genuss der Schönheit erst von dieser gewonnenen Höhe einer ausgebildeten Weltansicht möglich sei, wird am leichtesten dann zugegeben werden, wenn wir die Verschiedenheit des erscheinenden Schönen berücksichtigen, in der auf äusserst mannigfaltige Weise auf diesen umfassenden Hintergrund hingedeutet wird, der allein die einzelnen abweichenden Genüsse zusammenhält. Ebenso ergibt sich leicht, dass ein stufenweiser Fortschritt des Schönen möglich sei, und dass nicht alle Erscheinungen mit gleicher Kraft und Eindringlichkeit und in ebenso ausgebreiteter Ausdehnung dieses Urbild hervorrufen, das ihrer Auffassung überall entgegenkommt.

Es ist aus den vorigen Bemerkungen klar, dass nun jene Weltansicht, von der Genuss und Erzeugung des Schönen ausgeht, nicht selbst die wahre und vollständige Lö-

sung aller Räthsel der Welt enthalten muss; genug, wenn sie eine Verständigung des Gemüths ist, das sich die gewisse Zuversicht ihrer vorhandenen Lösung gerettet und befestigt hat, wie seltsam auch die Beleuchtung sein mag, die sie über das Ganze der Welt wirft, und wie abgelegen der Ort, an dem sie den Schlüssel aller Geheimnisse vermuthet. Indess wie mannigfaltig auch die Weltansichten verschiedner Zeiten und Völker sein mögen; so lassen sich doch aus dem Begriffe ihrer Aufgabe drei verschiedene Färbungen der Ansichten hauptsächlich hervorheben, in denen, entsprechend den Gestalten der Schönheit selbst, der Geist bald unbefangen sich mit der Welt und ihrem Gange zufrieden und durch ihn selig getragen fühlt, bald den Widerspruch hervorhebt, der in vielfachen Beziehungen Bestimmung und Wirklichkeit trennt, sich sehnend nach seiner Schlichtung, bald endlich mit dem Bewusstsein solcher Gegensätze auch den Trost ihrer nicht jenseitigen, sondern ewig sich vollziehenden Ausgleichung verschmilzt. Diese Lagen des Gemüths der Völker gehören theils der Geschichte, theils werden sie noch erwartet und zeigen sich nur in einzelnen, ungeordnet vorauseilenden Anklängen. Aber auch in der Geschichte sind sie weder einer strengen Zeitfolge, noch einer folgerechten Entwicklung nach aus einander hervorgegangen, sondern wie ursprüngliche Anlage, äussere Umgebung, Gewohnheiten des Lebens und Schicksale die Völker bewegt, haben sich auch diese Standpunkte in unendlicher Mannigfaltigkeit der Schattirungen bald da bald dort gezeigt. Aber nur sehr selten haben sich glückliche Umstände zu ihrer so ebenmässigen Ausbildung vereinigt, dass sie alle Gebiete des Lebens und der Kunst beherrschend, in so hoher Vollendung, wie in der griechischen Welt, bis zu entfernten Zeiten hell und sprechend herüberleuchten.

Wie die Griechen geworden sind, was sie waren, ist unsern Blicken fast ganz entzogen. Bevölkert durch Ansie-

delungen der verschiedenartigsten Menschen, hatte Griechenland im Gegensatz zu jenen Ländern, wo Völker von scharf umschriebner Stammeigenthümlichkeit eben so zäh wie das Gepräge der Natur auch die einmal errungene erste Stufe der Bildung festhielten, einen Keim steten Fortschritts und im Widerstreit sich entwickelnder Kräfte gehegt. Eingeschlossen in ein kleines überall vom Meer umströmtes Gebiet empfanden die Bewohner weder die Schrecken der Wüste, noch die Unheimlichkeit jener masslosen Bevölkerung der asiatischen Länder, in denen die unerschöpfliche Zeugungskraft des Geschlechtes Werth und Streben des Einzelnen in seiner Schätzung herabsetzt. Die Geringfügigkeit des Völkerverkehrs hatte die Räume der Erde noch nicht aufgeschlossen, und das unermessliche Aussen, das in unserer Zeit bald bang, bald erhebend über unsern Gedanken schwebt, war dort noch eine enge Begrenzung, nach deren nachbarlichen Küsten die Sagen die Spuren der ersten Ansiedelungen verfolgten, auch sie so in den heimischen Verband mit aufnehmend. Und so ruhte denn damals die Erde als eine flache Scheibe unter dem heitern Himmel, dessen glänzende Gestirne nicht Zeichen einer theilnahmlosen Unermesslichkeit, sondern der ewig waltenden Güte waren, mit der der Kreis der Götter das Leben der Erde, das einzige Leben, zu schützen und zu schmücken nicht müde ward. Solche Zustände des Lebens und der Kenntnisse, wo freundliche Täuschungen die Fernen der Welt begrenzen, damit das Gemüth ungeblendet von ihrem zweifelhaften Lichte, bei sich traulich weile, können zu jenem eigenthümlichen Selbstgenuss des Daseins mitgewirkt haben, der in allen Theilen der Griechischen Weltansicht erheiternd hervorscheint. Während andere Völker zum Theil tief sinnige Gedanken über den Zusammenhang der Welt, der Bedeutung des Begriffs allein folgend, in fratzenhaften Gestalten ausprägten, bilden zwar einzelne Ungeheuer auch noch in dem Griechischen Sagenkreise halb verschwimmende Randverzierungen, aber

alles wahrhaft Werthvolle der göttlichen Welt ist in menschliche Erscheinung und Gefühlswaise übergegangen, und erhebt theils die Menschheit zur Würde des Göttlichen, theils nähert sie dieses jener überall herrschenden Heimatlichkeit der Auffassung. So wie die Pflanze aus ihrem Keime alle Theile ihrer Gestalt mit eigener inwohnender Triebkraft entwickelt, und Wolken und Winde sie nie zu etwas andermachen, als ihre Bestimmung war, so ruht auch jedes einzelne Gemüth völlig auf sich selbst, ein aus dem Ganzen gegossenes Ganze, das zwar äussere Einflüsse in ihren Strudel reissen können, aber nicht in seinem wesentlichen Kerne verändern. Nirgend hat die Griechische Kunst, was uns so nahe liegt, versucht, den stufenweisen Einfluss äusserer Gewalten auf die Ausbildung des Gemüths und Geistes ihrer handelnden Gestalten nachzuweisen, sondern so wie sie sind, sind sie immer gewesen und keine fremde Kraft hat andere Spuren an ihrer Sinnesart zurückgelassen als die des Schmerzes oder Zornes über vereitelte Bestrebungen, deren Missgeschick doch die angeborne Neigung nicht von gewohnten Bahnen zurückschreckt. In diesen Schranken angeborner Natur liegt die Festigkeit der einzelnen Gestalten, und neidlos finden Homers niedere Geister es ganz natürlich, dass der schlechtere Mann dem Besseren gehorche. Diese Stimmung ist ohne Zweifel bald in den Bestrebungen des Ehrgeizes untergegangen, die auch die Griechische Welt zu bewegen begannen, aber immer hat diese Ruhe einer früheren Weltansicht wenigstens als Erinnerung auch über der späteren Welt geschwebt, und die Händel des gewöhnlichen Lebens haben nie einen Zugang in das Reich Griechischer Kunst gefunden. Dieser gemeinsame Zug nun einer vollständigen unbefangnen Befriedigung mit den natürlichen Grenzen und Schicksalen des eignen Wesens und die Furchtlosigkeit vor aller Veränderung desselben durch den Lauf des Lebens durchzieht alle übrigen reichen Einzelheiten jener Kunstanschauungen. Er zeigt sich, wenn selbst die Alles

in seinem Innersten umwandelnde und neu erschaffende Liebe dem Griechen nur als eine flüchtige Herabneigung eines in sich wankellosen Gemüths zu dem Gegenstand heiterer und freundlicher Begehrung erscheint, und nicht minder zeigt er sich in allen jenen Begriffen der Verschuldung, die nicht gestatten, Schuld der Absicht und Unglück in der Verkettung der Ereignisse zu trennen, sondern die Gesamtheit der Uebel überhaupt dem zurechnen, dessen Fuss arglos auf dem Wege des Lebens einen unheimlichen Ort betrat, aus dem dichtgesätes Elend mit unwillkürlicher Federkraft emporsprang. Er zeigt sich endlich selbst in der Einfachheit der alles Reizes der Neuheit entbehrenden äussern Lagen, in denen die Dichter ihre Gestalten uns vorführen, als in sich werthvolle, der Aufregung durch ungewöhnliche Anspannung unbedürftig.

Ja selbst die Leerheit jenes vielgefeierten und dunkel angedeuteten Schicksals, das über allem Geschehen schwebt, bezeichnet den Geist der gesammten Ansicht, die befriedigt von dem Leben und seinem Inhalt, nicht unruhig wurde, wenn es immer so war, wie es in einem Augenblicke ist, und die dem Gegenwärtigen nicht erst durch die Ahnung eines fernen Zieles Werth geben zu müssen glaubte, dem ein unergründliches Schicksal in gewaltigen Schwingungen die Welt zuführt.

Die Gewalt, die es uns über unsere Neigungen und Vorstellungen kostet, wenn wir uns in diese anspruchslose Heiterkeit des Griechischen Lebens zurückdenken wollen, überzeugt uns am besten, wie viele zurückgedrängte Wünsche und Bewegungen des Gemüths allmählich den starken Bau dieser Weltansicht untergraben mussten. Diese neue Richtung, das Bewusstsein eines nicht von selbst versöhnten Bruches des Daseins mit seiner Bestimmung, und zugleich die ewig mit eingeschlossene Hoffnung der Erlösung hat eine lange Zeit Leben und Kunst beherrscht. Man hat sich gewöhnt, sie unter dem Namen der romantischen Weltansicht

bald mit dem Christenthum, bald mit dem neuen Leben, das aus den Trümmern der Römischen Herrschaft erwuchs, zusammenzustellen; allein in weit früherer Zeit zeigen die Gesänge der Hebräer, und jene indischen Träume, die durch seltsame Büssungen das menschliche Geschlecht göttliche Natur wiedererwerben liessen, dieselbe Masslosigkeit übergreifender Sehnsucht und das wechselvolle Zwielficht, das von dem Gefühl eines zu versöhnenden Abfalls über alle Erscheinungen ausfloss. Solchen Zeitaltern gehört die Furcht der Verführung; ein dem tageshellen Leben der Griechen unbekannter Gedanke. Hier schlummiern in dieser zweideutigen Welt der Gewalten viele, die unbedacht und arglos aufgerufen, nicht blos Schicksal und Elend, sondern innere Vernichtung und Verdammniss über den Geist bringen, der sich ihnen selbst willenlos ergab. Verschwunden ist jene strenge und doch so milde Selbstständigkeit des Geistes, die bei den Griechen keiner besondern Gewähr bedurfte, sondern einfach aus dem gediegenen Einklange der Welt hervorging; hier muss sie wiedergewonnen werden durch die einzelnen glücklichen Zauber, die an irgend einem vergessenen Orte der Welt ruhen, und zu denen man hinabsteigen muss, um auf dunklen Irrwegen zu der Anschauung des freudigen Tages zurückzukehren. So ist hier weder Natur noch Leben mehr eine offene Gegend, sondern Alles hat Hinterhalte; und verlorne Stimmen, bald der Angst, bald nahender Erlösung, schweifen vielfarbig über diesem dunkeln Hintergrunde. Vergangen ist die Freude an dem gegenwärtigen Dasein und seiner heimischen Breite, eine Hast der Entwicklung nach einem fernen Ziele zu lehrt über die einzelnen Zierden des Lebens hinwegzueilen, und in der Bedeutung der Ereignisse, in denen das eigentlich werthvolle Schicksal der Welt zu Tage kommt, geht der Antheil zu Grunde, der an der festgerundeten menschlichen Entwicklung abgeschlossener Gestalten genommen werden könnte. Eine so kämpfende Ansicht musste sich daher

auch dem Christenthume und seiner ruhigeren und gefassteren Sehnsucht anschliessen, und nicht weniger angemessen war es ihr, die heiligen Begebenheiten, die jenes feiert, zu der stehenden göttlichen Welt ihrer Kunstschöpfungen zu gestalten, der nun noch die Liebe sich anschloss, die zauberisch alle natürlichen und sittlichen Reize und Gegenreize des Lebens in sich verbindet.

Das Zeitalter solches Glaubens war kein Zeitalter der Naturkenntniss; als diese begann, haben jene Ansichten grossentheils aus dem Glauben sich in die Kunstwelt zurückgezogen, und selbst hier erscheint ihr farbiges Spiel dem nüchternen Geiste naturwissenschaftlicher und geselliger Aufklärung schon zu willkürlich, um noch lange mit dem Geiste der Zeit getragen zu werden. Aber das dritte Glied in der Entwicklung aller Weltansichten scheint der Geschichte noch zu fehlen, und selbst die grossartigsten Kunstleistungen der letzten Zeiten beruhen mit ihrem grösseren Gewichte auf dem Geiste, den Alterthum und Mittelalter uns überliefert haben.

Die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, die unsere Anschauungen durchdringt, erlaubt uns nicht mehr jene Häuslichkeit der Sage, die das ganze erscheinende Leben an besondern Stellen, zu besondern Zeiten mit dem höhern Leben ewiger Bedeutung zusammenhangen lässt, und zwischen zwei begrenzten Endpuncten alle Geschichte einschaltet, unbekümmert um die Oede des Anfangs und des Endes. Wir fühlen uns vielmehr genöthigt, diesen Zusammenhang und die Rückkehr des Irdischen zum Göttlichen als einen in Wahrheit ewigen und alle Wirklichkeit erfüllenden zu denken; was in früheren Ansichten als einmalige Thatsache den wirren Weltlauf unterbrach, das wird zwar in seiner Würde und Heiligkeit auch uns gelten können, aber nicht ohne dass in dem scheinbar verwahrlostesten Treiben der Wirklichkeit auch ein stetiges Band sich hindurchziehe, jedem einzelnen Gemüthe fortwährend ergreifbar. Was früher

als gespensterhafter Trug, als eine verführende Gewalt des Aeußern erschien, wird sich auflösen in die ruhige Betrachtung der unzähligen natürlichen Bedingungen, von denen das Leben des Einzelnen so wie das der Gesellschaft abhängig ist, und so werden uns diese Aussichten in eine klarere Unermesslichkeit hinausweisen, als die war, in der die Zeiten der Sehnsucht schwärmten. Jene bange Angst des Gefallenseins wird deutlicher sich in die Schuld des Gewissens und in jene Mängel natürlicher Bildung trennen, die nur durch eine selbstthätige Erhebung des Geistes, der im Gefühl seiner Kraft ihrer spottet, ohne sie zu fürchten, wahrhaft überwunden werden. Nach dieser Seite hin wird die Kunst einem zärtlichen Gemüthe die Ueberwindung eines unredlichen Ekels zumuthen, der uns so oft sehnsuchtsvoll nach einem höhern Ziele jagend, vergessen lässt, dass die Lage, in der wir wirklich uns befinden, in der That von tausend Einflüssen beherrscht wird, die zunächst weit von jenem Ziele abzuführen scheinen. Aber indem sie diese Anmuthung stellt, wird die Kunst auch mit dem tiefen Glanze des Humors, dessen Auftauchen schon in früheren Zeiten eine Vorherverkündigung dieser Weltansicht war, in dem scheinbar Gemeinen die Spuren des edlen Gehaltes zu beleuchten wissen, so wie sie anderseits die dunkeln Schatten nicht verbirgt, die jedes irdische Licht dennoch im Strahl einer höheren Flamme wirft. So wie die Geschichte der neueren Zeit, unähnlich der traulichen Beschränktheit jedes Stammes in seinen Grenzen, wie sie oft das Alterthum darbietet, besonders durch den allseitigen Völkerverkehr und die Beziehungen einen sprechenden Zug erhält, die die Schicksale der entlegensten Gebiete mit einander verknüpfen, so strebt auch die Kunst einer Auffassung des Lebens zu, in der keiner der Umstände, die auf seine Gestaltung wenn auch entlegen und unscheinbar einwirken; vergessen wird. Nicht das Gemüth, das unbefangen sich wie eine Pflanze in seiner schönen Natürlichkeit entwickelt, nicht das Herz, das

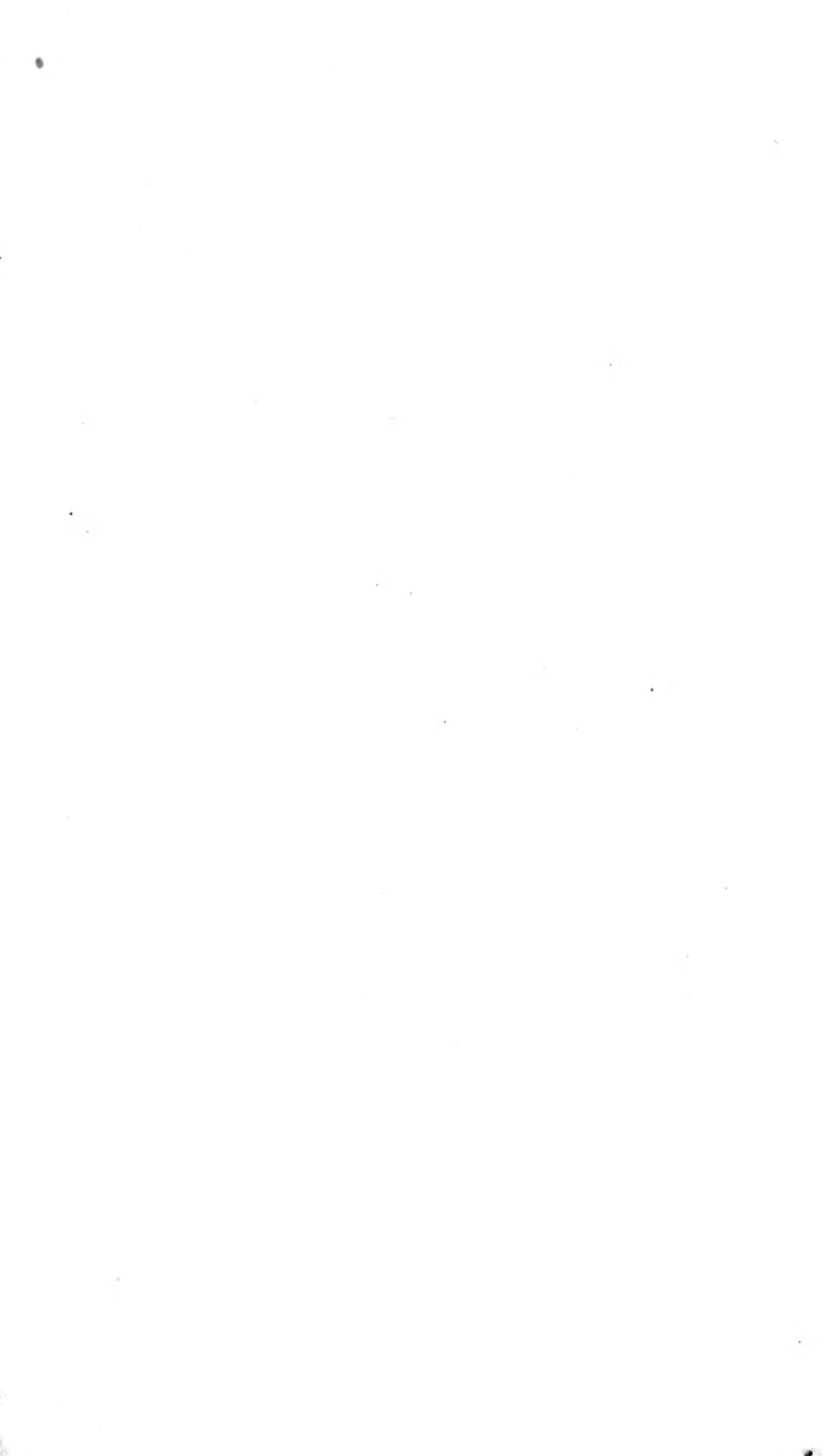


an verzehrender Sehnsucht aus einer träumerisch ahnungsvollen abgefallnen Welt in den Himmel rathlos emporzuranken sucht, sondern der Geist, der seiner Kräfte, seiner Ziele, seiner Mittel sich ebenso bewusst ist, als der Welt, der er sie zuwenden will, und der Stellung, die ihm vielfache Beziehungen in ihr anweisen, wird vorzugsweise der Held des Lebens wie der Kunst sein müssen. Eine wahre und edle Kunst freilich wird keine einzige Schönheit aus sich verbannen, und so werden auch Gestalten der früheren Weltansichten fortleben und aufgenommen in diese umfassenderen Betrachtungen die gewohnte bald beschwichtigende und mildernde, bald sanft aufregende Gewalt über alle Gemüther behaupten.

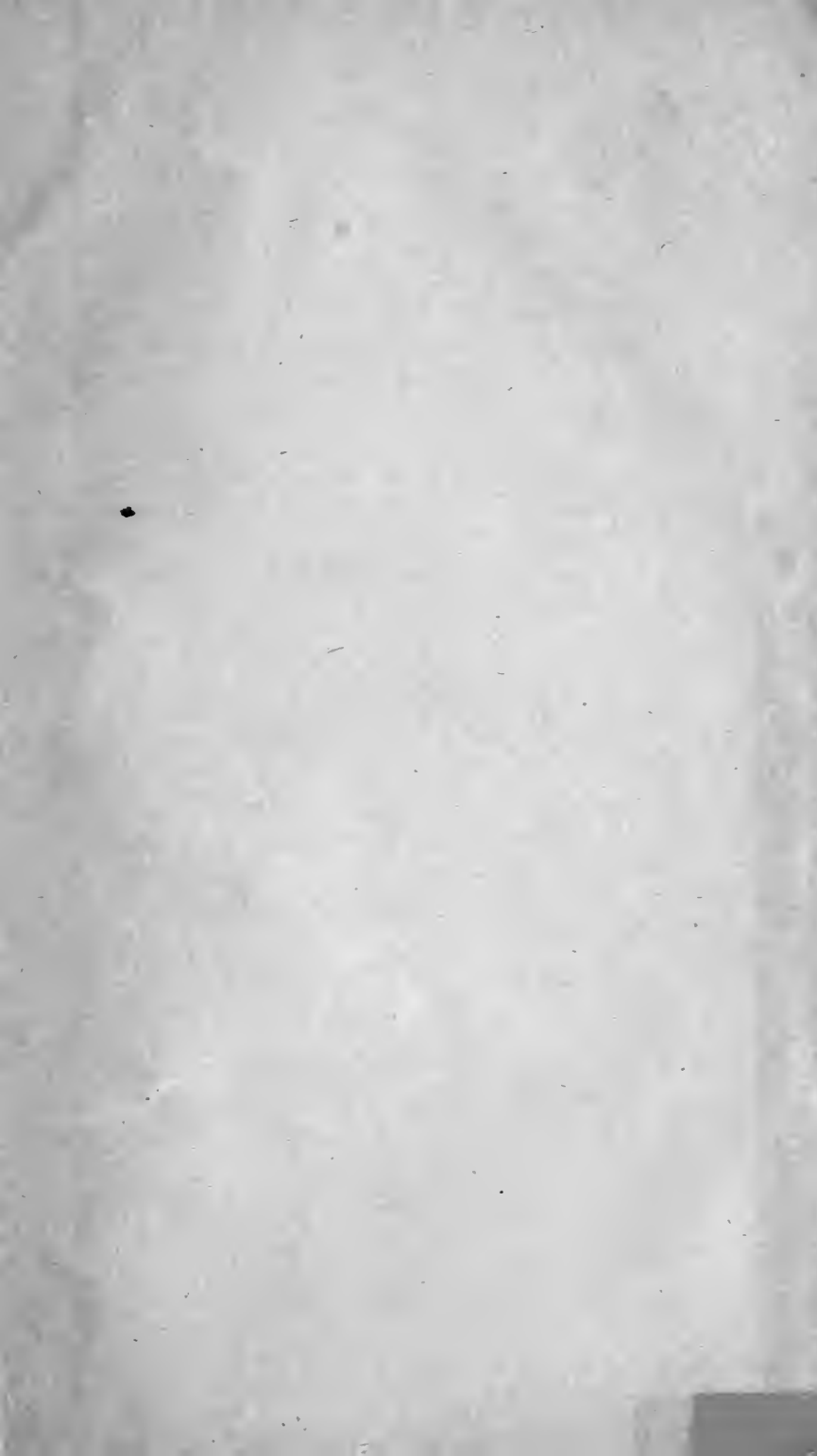
Die Erfüllung dieser Geschichten ist noch fern. Was wir jetzt an Kunsterzeugnissen besitzen, die Natur, Staat, Gesellschaft und wirkliches Leben in ein gemeinsames Bild zusammenfassen, reicht an wahrer Tüchtigkeit des Sinnes und der Gestaltung meist kaum bis an die Grenzen der Kunst, und doch mag selbst dies mehr für die wüste, gesetzlose Verwirrung von Kräften gelten, die einem Werden erst zustreben, als für ein Zeichen des gänzlichen Verfalls und Unvermögens zur Ausbildung künstlerisch bedeutsamer Weltansichten.

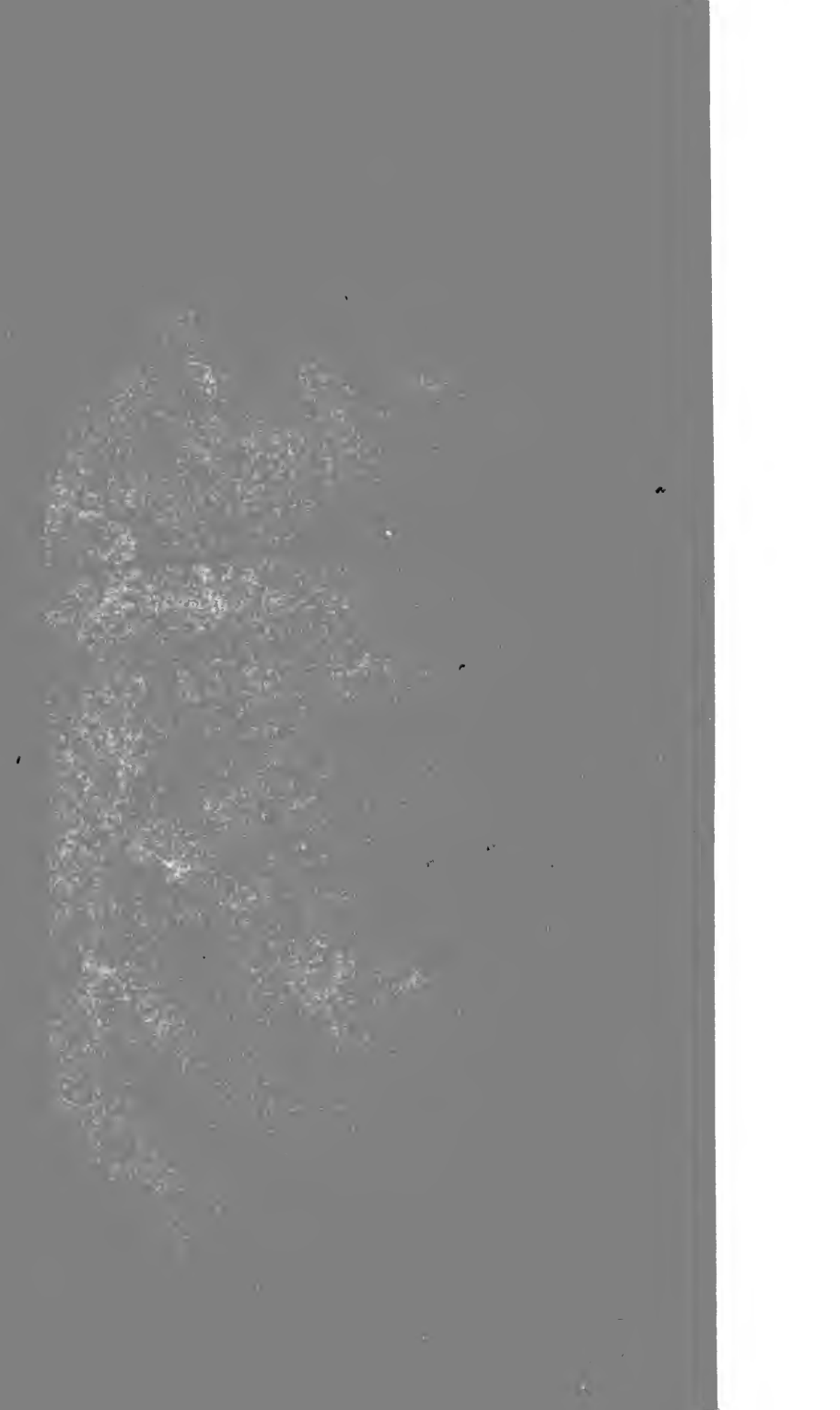
---

Druck von E. A. Huth in Göttingen.









7  
3002  
U4  
1345

Lotze, Hermann  
Ueber den Begriff der  
Schönheit.

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C  
39 14 08 12 13 027 5